Von Napoleon bis zum Anbruch der Bismarck-Aera . . .

Vom Geburtsjahr Napoleons (1769) bis zum Anbruch der Bismarkschen Aera spannt sich das wechselvolle neunzigjährige Leben des mutigen Professors, Publizisten und Dichters Ernst Moritz Arndt. Es fand seinen Höhepunkt in den mühevollen Jahren zähen Widerstandes gegen die Fremdherrschaft und der nach langer Enttäuschung schließlich aufbrechenden Volksbewegung 1813.

Arndts literarischer Kampf gegen Napoleon setzte schon im Frühjahr 1806 ein, wirkte bald in die Breite und Tiefe, zwang zu abenteuerlichem Leben: zunächst im Exil in Stockholm, später unter falschem Namen in Berlin, dann vom Reichsfreiherrn vom Stein gerufen in St. Petersburg, schließlich in den Tagen der ersten Erhebung in Ostpreußen als Wegbereiter der Volksbewaffnung — das sind die Hauptstationen des „Abenteuers der Befreiung". Heinz von Arndt — einer der letzten männlichen Nachkommen E.M. Arndts — schildert es in lebendigen Strichen und unter Heranziehung zahlreicher zeitgenössischer Berichte. Vor dem Leser ersteht *mehr* als das Lebensbild eines Einzelnen — es ist die spannende Geschichte einer umstürzenden Epoche, die von den Tagen der Französischen Revolution, den „Interventionskriegen", der napoleonischen Kaiserproklamation, zur Auflösung des alten Deutschen Reiches, der französischen Herrschaft über Deutschland, schließlich zum Brand von Moskau, zum Wiener Kongreß, ja noch bis zur Paulskirche 1848 führt.

Der Autor beleuchtet nicht nur alle die bedeutenden Ereignisse, mit denen Arndts Leben eng verbunden ist, er zeigt auch die Gesinnungen und Überzeugungen, die dem so hoffnungslos scheinenden Kampf um die nationale Freiheit Zähigkeit und Kraft verliehen. Den Abschluß des Buches bildet Arndts berühmte „Hoffnungsrede" aus dem Jahre 1810, von der der Autor wünscht: „*Sie sei auch Hoffnungsrede für uns*".



LEONI AM STARNBERGER SEE



Zeitgenössische Darstellung nach einem Bildnis aus dem Jahr 1817

HEINZ VON ARNDT

DAS ABENTEUER DER BEFREIUNG

ERNST MORITZ ARNDT UND DIE FORDERUNG SEINER ZEIT

DRUFFEL-VERLAG
LEONI AM STARNBERGER SEE

Schutzumschlag: Hasso Freischlad

Bilder: Historisches Bildarchiv Handke, Bad Berneck

1960
 · Satz, Druck und Bindearbeiten: Dr. F. P. Datterer & Cie. – Inhaber Sellier – Freising · Printed in Germany

Die Anregung zu diesem Buch

verdanken Verfasser und Verlag den Neu-Herausgebern eines weitverbreiteten Sammelwerkes: als vor einigen Jahren die Publikation „Die großen Deutschen“ erstmals seit 1945 wieder erschien, fehlte darin – neben anderen – die Biographie Ernst Moritz Arndts. Immerhin wurde dieser Mangel in der Öffentlichkeit bemerkt und kritisiert; auch das Arndt-Denkmal in Bonn ist inzwischen wieder errichtet worden und sogar jenseits der derzeitigen deutschen Zonengrenze führt die Greifswalder Hochschule nach wie vor den Namen „Ernst-Moritz-Arndt-Universität“.

Es war und ist das Anliegen des Verlages, vor allem der deutschen Jugend ein lebendiges Bild Arndts und seiner Zeit vor Augen zu stellen. Unvermeidlich hat freilich der Verfasser – einer der letzten männlichen Nachkommen Arndts, Urenkel seines ältesten Sohnes – auch Hinweise und historische Darstellungen eingeflochten, die den einem „Jugendbuch“ gezogenen Rahmen gelegentlich überschreiten.

*Der jugendliche Leser möge sich dadurch nicht überfordert, sondern nur aufgefordert sehen, hinsichtlich der gesamtdeutschen Geschichte das Wort Arndts zu begreifen: „Wir haben nicht vergessen, was wir waren; wir wollen nicht vergessen, was wir sein sollen.“**

Im Januar 1960
hundert Jahre nach Arndts Tod (29. 1. 1860)

* *Vgl. „Hoffnungsrede“ Seite 181*

1769 26. Dezember	In Groß-Schoritz auf Rügen geboren
1787–1789	Schulzeit in Stralsund
1791–1794	Studium in Greifswald und Jena
1796	Kandidat der Theologie
1796–1798	Hauslehrer bei Kosegarten, Predigten
1798–1799	Erste große Reise: Italien und Frankreich
1800	Promotion; Privatdozent in Greifswald
1803–1804	Reise durch Schweden
1806	a. o. Professor in Greifswald Veröffentlichung: „Geist der Zeit" I. Teil.
1806–1809	Zweiter Aufenthalt in Schweden
1809	Unter falschem Namen in Berlin
1810	Wiedereinsetzung in die Greifswalder Professur
1811	Rückkehr nach Berlin
1812	Reise über Breslau, Prag nach Petersburg. Mitarbeiter des Reichsfreiherrn vom Stein Veröffentlichung: „Kurzer Katechismus für deutsche Soldaten", „Vaterlandslied"
1813	Tätigkeit in Ostpreußen, später in Dresden Veröffentlichungen: „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?", „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann", „Der Rhein, Deutschlands Strom aber nicht Deutschlands Grenze", „Der Gott, der Eisen wachsen ließ" . . .
1814	Tätigkeit beim „Zentralverwaltungsrat" in Frankfurt am Main. Reisen an Ober- und Niederrhein. Zu Fuß nach Berlin. Veröffentlichung: „Über künftige ständische Verfassungen in Deutschland"
1815	Publizistische Tätigkeit in Köln. Veröffentlichung: „Über Preußens Rheinische Mark und über Bundesfestungen"
1817	Professor an der neugegründeten Universität Bonn
1818	Veröffentlichung: „Geist der Zeit" IV. Teil
1820	Amtsenthebung und Untersuchungsverfahren
1840	Wiedereinsetzung in die Lehrtätigkeit Veröffentlichung: „Erinnerungen aus dem äußeren Leben"
1848–49	Abgeordneter in der Frankf. Nationalversammlung
1858	Veröffentlichung: „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich vom Stein"
1860 29. Januar	In Bonn gestorben

Jugend in Freiheit

Am 26. Dezember des gleichen Jahres 1769, in dem auch sein späterer großer Feind Napoleon Bonaparte geboren wurde, hat Ernst Moritz Arndt als zweites von zehn Kindern auf dem Gutshof der Grafen von Putbus Groß-Schoritz im Südwestzipfel der Insel Rügen das Licht der Welt erblickt.

Der Vater war noch Leibeigener, die Mutter die Tochter eines Kleinbauern und Gastwirts aus dem nahegelegenen Dorf Lancken.

„Mein Vater, im Jahre 1740 geboren, war der Vorjüngste von vielen Geschwistern und Sohn des untertänigen Schäfers Arnd zu Putbus und Darsband. Der Vater dieses Schäfers war nach der Familienüberlieferung ein geborener Schwede, als schwedischer Unteroffizier ins Land gekommen und hatte sich in ein Bauernwesen der Herrschaft Putbus eingeheiratet*. Mein Vater war, da der Schäfer in seiner Lage leidlich wohlhabend war, und da sein viel älterer, auch schon zu einigem Wohlstand hinaufgekommener Bruder Hinrich seine Jugend unterstützte, fleißig zur Schule gehalten worden und hatte den Unterricht des Kantors und Küsters Jahn zu Vilmnitz bei Putbus genossen, eines feinen alten Mannes, dessen ich mich aus meiner Kindheit noch wohl erinnere, und der für

---

* Hier irrte Ernst Moritz Arndt. Die Taufbücher von Vilmnitz, wo Putbus damals eingepfarrt war, beginnen zwar erst im Jahre 1680; aber von Anfang an wurde Andreas Arnd als Schäfer in Putbus bezeichnet. Neben ihm erscheinen außerdem gleichzeitig drei andere Familienväter, Hans Arnd in Wreechen, Clas Arnd in Freetz und Hans Arnd in Moistitz – alle in der Putbuser Gegend. Nirgends sind Hinweise auf eine Einwanderung aus Schweden gefunden worden.

einen sehr vorzüglichen Orgelspieler und Rechenmeister galt. In dieser Schule hatte mein Vater eine tüchtige Rechenkunst und eine vorzügliche Handschrift gewonnen."*

So schrieb später der Sohn von seinem Vater, und wir wissen, daß diesem seine ungewöhnlichen Kenntnisse beim Grafen Putbus zu einer Vertrauensstellung verholfen hatten.

Auch der Mutter war eine außergewöhnliche Ausbildung zuteil geworden; sie wurde mit den Kindern des Gutsherrn erzogen „und hatte aus der Schule die Anfänge von für die damalige Zeit ganz hübschen Kenntnissen zu Hause gebracht, so daß man sie zu den gebildeten Frauen rechnen konnte."

Ernst Moritz Arndt betrachtete vieles von dem, was ihn später zum berühmten Manne gemacht hat, als Erbe seiner gescheiten und tüchtigen Eltern und hat sie mit liebevollen Worten oftmals in seinen Schriften erwähnt.

„Der Vater war von Natur zu gleicher Zeit heftig und lebhaft und freundlich und mild, die Mutter war von Charakter ernst und ruhig und eine Seele, die auf Schein und Genuß gar keinen Wert legte, auch kein Bedürfnis davon hatte."

Von der Mutter sagte er noch: „Sie und ihre Geschwister waren überhaupt geistig sehr begabte Menschen, mit mancherlei feinen Talenten, besonders zu Saitenspiel, Gesang und Bildnerei und allerlei sinnigen und ergötzlichen Erfindungen." Sie „blieb unverrücklich in ihrer klaren und sicheren Natürlichkeit, wie sehr auch der Welt der alte Boden, worauf sie bisher geruht hatte, durch gefährliche Unterminierung zu entsinken begann."

---

* Diese und weitere selbstbiographische Zitate sind – soweit nicht anders vermerkt – Arndts „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" (1840) entnommen.

Über sich selbst als Kind berichtet Arndt:

„In der Wiege habe ich nie geweint und bin still und fröhlich durch die ersten Jahre der Kindheit gegangen. Die folgenden Jahre war ich immer frisch und gesund, sehr wach, sehr tätig, sehr ungestüm; ordentlich und gehorsam in allem, was liebe Eltern mir befahlen, aber stiller und verschlossener als meine Geschwister, und bei Jugendschlachten, wie sie unter Knaben vorkommen, hart und unbiegsam, auch bei Strafen, wie man sie Buben auflegen muß, trotzig und allen Streichen keine Träne, allen Ermahnungen keine Bitten oder Gelübde gebend."*

Die Erziehung war natürlich in einem Bauernhaus mit so vielen Kindern nicht weich und verwöhnend, doch die Lebhaftigkeit und die Bildung der Eltern vermittelte den Kindern schon in frühen Jahren mehr Anregungen und Eindrücke, als es sonst in solchen schlichten Verhältnissen damals üblich war. Bei einer – fast möchte man sagen – altmodischen Reinheit der Sitten herrschte im Vaterhaus ein Geist allgemeinen Interesses, der auch an den politischen Ereignissen der Zeit nicht vorüberging.

Die Insel Rügen gehörte – wie ganz Vorpommern – damals staatsrechtlich noch zu Schweden, und der Siebenjährige Krieg, den Friedrich der Große gegen Österreich, Frankreich, Rußland und teilweise auch Schweden führen mußte**, war zur Zeit von Arndts Geburt gerade erst sechs Jahre vorüber. Der Vater hatte als Soldat noch gegen Friedrich den Großen gekämpft! Preußen und der große König standen unmittelbar im Familiengespräch und waren hier wahrscheinlich ähnlich umstritten wie vor Jahrzehnten Bismarck oder heute Hitler und das Dritte Reich.

Der Siebenjährige Krieg hatte nicht nur eine neue Verödung des Landes gebracht, sondern auch viele neue

---

* Aus: „Briefe an Freunde", 1807.

** Vgl. dazu das Druffel-Jugend-Buch von Hans Heyck: „König zwischen Tod und Sieg – Friedrich der Große im Siebenjährigen Krieg".

Gedanken und Richtungen aufgewühlt. Es kam ein neuer Wind ins Land.

„So bedeutend die Epoche des Siebenjährigen Krieges für die politische Welt Europens ward, ebenso bedeutend ward sie für unsere kleine Bauernwelt. Mit diesem Kriege traten neue Bedürfnisse und Strebungen in die Menschen, und auch für den Ackerbau und seine Söhne brachte diese Revolution gute und schlimme Folgen hervor. Auch bei uns sann man auf einen höheren Ertrag des Landes und fing es auf mancherlei Weise an, ohne daß man in den zwanzig Jahren zu etwas Erklecklichem kommen konnte."

Indirekt hatten die Kriegsereignisse dem Vater die persönliche Freiheit gebracht: Graf Putbus war Superintendent des schwedischen Heeres geworden und hatte seinen Schreiber Arndt zu immer vertrauensvolleren Aufgaben herangezogen, ihn oft auch als Kurier nach Schweden gesandt. Nach Kriegsende schenkte er ihm dann die Freiheit.

*

Arndt erinnert sich später noch lebhaft an manches erste Ahnen der umstürzenden Ereignisse, die ihn bald ganz in den Bann ziehen sollten.

„Auch die politische Teilnahme an den Weltbegebenheiten wuchs von Jahr zu Jahr, ohne daß sie hierlandes noch einen heftigen Charakter angenommen hätte. Auch ich war mit darin, noch zwar nicht tief eingebrannt, obgleich ich schon seit manchen Jahren nicht bloß ein eifriger Vorleser, sondern auch ein emsiger Selbstleser der Zeitungen gewesen war."

Man muß wissen, daß dem Vater bald die Türen der besten Häuser der nahegelegenen Stadt Stralsund offenstanden und zwischen dem Gut und der Stadt ein lebhafter Verkehr sich entwickelte, ja daß gerade gute Freunde eine beträchtliche Summe zusammengebracht hatten, um dem

Vater Arndts die Gutspachtung zu ermöglichen. Der kleine Ernst Moritz war gerade sechs Jahre alt, als die Familie von Schoritz fortzog in neue, selbständigere Verhältnisse. Das Gut Dumsewitz ist dann das eigentliche Land seiner Kindheit geworden. Hier erhielt er seinen ersten Unterricht, nach hier verpflichtete der Vater die Hauslehrer für seine Söhne, darunter den späteren Pfarrer Gottfried Danckwardt, der dann immer ein Freund des Hauses blieb.

Schließlich aber waren die Bildungsmöglichkeiten, die in Dumsewitz geboten werden konnten, erschöpft; der Vater, der mit den Talern noch sehr rechnen mußte, fand erneut Unterstützung bei guten Freunden und sandte mit ihrer Hilfe seinen aufgeweckten Jungen zu weiterem Schulbesuch in die Stadt ...

Dazumal – in der sogenannten Zopfzeit – war es Mode, daß die Damen geschnürt, mit Perücke und hohen Stiefelabsätzen einherscharwenzelten und ebenso geschraubt sich in ihren dem französischen Zeitstil nachgeahmten Salons unterhielten, und daß die Männer in später Nachfolge der friderizianischen Zeit mit Stulpenstiefeln, Sporen und Dreispitz herumschwadronierten; aber der Vater Arndt kümmerte sich nicht darum, er ließ seinen 17jährigen Ernst Moritz wie einen rechten Bauerntölpel in Stralsund ankommen. Er hat selbst darüber köstlich berichtet, was dort zunächst geschah:

„Der arme Landjunge erschien im schlechtesten Aufzuge unter vielen zum Teil zierlichen und nach ihrer Weise vornehmen Jünglingen der ersten Familien der pommerschen Hauptstadt. Ich trug einen grünen Rock von eigengemachtem Zeuge. Man kann denken, mit welcher Gier die zierlichen Stadtpfauen über die so aufgeputzte Landkrähe herfuhren, und wie die Krähe sich anfangs zurückmachte. Indessen Not bricht Eisen, und da mich einige etwas unsanft anzutasten wagten, fühlte ich

mein ungeduldiges Arndtsblut aufsieden, und bald lagen ein paar Burschen zusammengeknickt zu meinen Füßen."

Rasch hat sein unverbildeter Geist und sein frisches Aufnahmevermögen das Schulpensum eingeholt, obwohl es an Abhaltungen nicht fehlte, denn neben der unmittelbaren finanziellen Unterstützung (die nach anderthalb Jahren endete, „da meines Vaters Verhältnisse sich unterdessen wesentlich erweitert und verbessert hatten") war er viel zu sogenannten Freitischen bei Freunden und Bekannten seines Vaters eingeladen.

„Diese Freitische hatten für mich allerdings ihre Gefahr. Zuerst verlor ich etwas von Zeit dabei; aber das war das Kleinste. Das Zweite war schlimmer: das für einen Jüngling von siebenzehn, achtzehn Jahren zu gute und reiche Leben. Es waren fast lauter angesehene und reiche Häuser, wo ich zu Tische ging; die Gastlichkeit, die Gütigkeit der Freunde war überdies nach Landesgewohnheit unermeßlich; das Leben in jenen Tagen überhaupt weidlich und wohlgemutig, und, da die politischen Stürme nur erst in der Ferne brausten, auf anmutigen und fröhlichen, auch wohl auf künstlerischen und ästhetischen Sinnengenuß gerichtet."

Man erlebt in diesen Schilderungen Arndts ein gutes Stück der Lebensweise jener Tage, man sieht, daß die Geruhsamkeit der Zeit eigentlich, wie auch zu anderen Zeiten, eine Ruhe vor dem Sturm war.

„Hohes und höchstes Glück und Unglück, hohe und höchste Fragen und Kämpfe ahndeten in jenen Tagen Wenige. Aber wie auch vieles locker, ja lockerer als recht war, es war doch von dem alten Glauben und der alten Treue und von den etwas versteiften, aber doch wohlanständigen Gebräuchen und Gestalten genug übrig, um das Ganze des Lebens mit einer gewissen äußeren Würdigkeit zusammen zu halten und zu tragen."

Es ist die Zeit, von der man später sagte, in ihr sei auch das preußische Heer eingeschlafen, um dann bei der

Katastrophe von 1806 zu spät und sehr unsanft zu erwachen; es ist aber auch eine Zeit, die noch in der Geborgenheit der alten Ordnung lebte, wenn auch vieles in dieser Epoche reformbedürftig erschien. Die Französische Revolution mit ihren Morden und Greueln riß dann fast über Nacht den Vorhang von dieser „guten alten Zeit".

Ernst Moritz Arndt verlebte seine Jugend zwischen den großen geschichtlichen Ereignissen des Siebenjährigen Krieges und der Französischen Revolution, aber der geistige Umbruch kündigte sich allenthalben an und machte auch vor dem stillen Rügen nicht halt. Natürlich wurden die Dichterwerke des „Sturm und Drang" und der angehenden Klassik verschlungen – Goethes „Werther" war im damaligen Stralsund ein vielgelesenes Buch – aber auch die Philosophen der Aufklärung fanden ihren Weg zum jungen Arndt. Der französische Philosoph Rousseau bewegte ihn so sehr, daß er sogar später seine Dissertation über Rousseau und den Weg „Zurück zur Natur" schrieb. Für ihn selbst bedurfte es freilich keines „Zurück zur Natur". Er erlebte sie nicht verstandesgemäß, er lebte in ihr und sie war ein Teil von ihm. Vielleicht gerade deshalb war er nicht nur danach, sondern sein ganzes Leben lang ein Bewunderer Goethes.

Über seine geistige Reifung in jenen Jahren und über die ganze damalige Zwischenzeit hat Arndt ebenso schlicht wie treffend geurteilt:

„Dieser merkwürdige Abschnitt in meiner kleinen Lebensgeschichte war auch einer in dem ganzen Zeitalter. Die französische Umwälzung begann. Diese machte eben nicht den Abschnitt oder Durchschnitt der Zeit, sondern war auch nur etwas von ihr Gemachtes. Die unbewußte und guten Teils unschuldige, sinnliche und auf das Bequeme und Zierliche in Leben und Kunst gerichtete Behaglichkeit, welche von dem Ende des Siebenjährigen

Krieges bis dahin durch ein Vierteljahrhundert geherrscht hatte, war ausgeschöpft und ausgeleert und in Schlaffheit und Empfindelei übergegangen, und nach allen Seiten hin in Sitten und Neigungen, in Kunst und Wissenschaft, in Theologie und Philosophie entstanden mit einem Male entweder neue Richtungen und Strebungen, oder die Geburten des alten Daseins schienen so reif und fertig, daß die Menschen wenigstens neue Richtungen und Strebungen erwarten konnten. Es war zu gleicher Zeit sowohl ein neues politisches, als ein neues philosophisches Streben in die Welt getreten und ward mit ungeheurer Geschwindigkeit und Lebendigkeit in den Zitterungen und Erschütterungen, die es mit sich führte, von der Hütte bis zum Palaste mitempfunden und nachempfunden. Und selbst in den engeren Kreisen unsres Hauses und bei der Festigkeit und Beständigkeit, welche meine Eltern in ihrem Wesen schienen gewonnen zu haben, ward diese neue Epoche der europäischen Entwicklung zwar nicht mit Plötzlichkeit, aber doch in Absätzen von je fünf zu fünf Jahren, merklich gespürt."

Auch das revolutionäre Pathos gegen die Fürsten und führenden Stände ergriff die Menschen und brachte Unruhe ins Land. Zunächst schien es fast ein Glück zu sein, daß die Heimatinsel als schwedisches Staatsgebiet im Verband des Deutschen Reiches viele Erinnerungen an frühere Zeiten und Epochen reiner und unverfälschter bewahrte, daß sie nicht in Krieg und Revolution ihre Herkunft und die Werte der Vergangenheit über Bord geworfen hatte, sondern teilweise noch im Wesen und Fühlen des Mittelalters lebte.

*

Der junge Ernst Moritz Arndt dachte freilich nicht nur an Philosophie und Politik; in seinen Erinnerungen aus jener Zeit verweilt er behaglich auch bei harmlosen Episoden, die doch auch später von Bedeutung für ihn wurden.

So lebte eine Stunde von Putbus entfernt in Posewald als Pächter des dortigen Gutes Hinrich Arnd, genannt der Patriarch, und Ohm angesprochen, obwohl er des Vaters Bruder, aber vierzehn Jahre älter als dieser war.

„Zu diesem ward gewöhnlich im Herbst und Winter, oft auf mehrere Wochen, gezogen, zur Zeit, wo die Äpfel, Birnen und Nüsse reiften, wo die Bienenstöcke abgestoßen wurden, und wann die Jagd begann. Der alte Ohm und mein Vater waren gewaltige Nimrode vor dem Herrn, und hielten sich die vorzüglichsten Flinten und Jagd- und Hühnerhunde; mein Vater war vielleicht der Meister von allen, und nicht leicht flog eine Schnepfe unbestraft vor seinem Rohr vorüber. Wenn sie nun hier in den waldreichen und buschreichen Revieren mit ihren Hunden streiften, so ward ich gewöhnlich aufs Pferd gesetzt und zu beiden Seiten wurden Bänder an den Sattel gebunden, woran die armen Hasen aufgeknüpft wurden. Das mußte dann von Morgen bis Abend, oft durch Sturm, Regen und Schneegestöber, so fortgehen und ich durfte nicht mucksen, wie ich vor Nässe und Kälte innerlich auch oft schaudern mochte. Auch muckste ich nicht: denn es gab dabei so viele Abenteuer, und der alte Hinrich war ein so poetischer und romantischer Mensch, daß ich doch immer meine Ausbeute dabei fand."

„Ich nenne den alten wackern Bauern poetisch und romantisch, und sollte eigentlich dieses Ländchen Putbus so nennen, welches mit seinen Hügeln, Wäldern, Hünengräbern, Grab- und Opfersteinen, Küsten, Inseln und Halbinseln selbst ganz eine Romanze und ein Gedicht ist. Der alte Hinrich, nichts weiter als ein etwas verfeinerter Bauer, war nur ein Bild davon, oder vielmehr, er bildete es in Sitte und Gespräch ab. Es war ein schöner Mann, von mittlerem Wuchs, eines edlen Gesichts, blonden Haars und blauer Augen, fast immer fröhlich und heiter und gleich einem, der von Sorgen und sorglichen Dingen nichts weiß. Er war weniger gebildet als mein Vater, hatte aber doch einen schönen Naturgeist, und eben deswegen gar kein Bedürfnis künstlicher Vergnügungen. So saß er abendlich und mittäglich vor dem Tore seines Hofes

auf breiten Steinen und hatte es dann gern, wenn man sich da zu ihm setzte und ließ sich die Märchen und Abenteuer der Gegend, den Sprung des nordischen Helden Olaf Tryggveson ins Meer und die Geschichten der Schlachtfelder dieser Küsten, wo Karl der Zwölfte und der alte Dessauer mit einander gerungen hatten, von ihm erzählen. Denn der gute Alte erzählte gern und lebendig und ließ sich gern erzählen, wußte Mancherlei von rügenschen und schwedischen Begebenheiten und hatte sich aus manchen alten Chroniken auch für die allgemeine und deutsche Geschichte Manches herausgelesen."

Bei ihm und bei anderen Originalen der Heimat saugte der junge Ernst Moritz die Sagen und Märchen auf, die er dann später herausgegeben hat und die zu den schönsten im deutschen Sprachbereich gehören *. Hier atmete er das Volkstum an der Quelle, hier erfüllte er sich mit den Kräften der Volksüberlieferung, die später sein Werk so bereicherten. Außerdem hat er mit der Mutter mindestens dreimal die Bibel ganz gelesen; daraus entstanden später die vielen geistlichen Lieder, die noch heute in den Gesangbüchern stehen.

So hat er sich darum bemüht, auch in den Jahren des eifrigen Bücherstudiums die seelischen Kräfte mit dem Geiste in Einklang zu halten, so erarbeitete er sich den scharfen Blick für das Echte, für das Natürliche und erhielt sich die Fähigkeit, im politischen Kampf die Wurzeln des Gefühls und der Innigkeit nicht zu verlieren.

In ganz bewußter Weise setzte er dem Stil der Zeit und dem Erlebnis der Stadt seinen eisernen Charakter entgegen:

„In dieser Stadt war ich in die gute Gesellschaft hineingestellt und hatte es in ihr nur zu gut. Ich verlor mich aber nicht, weder in einer breiten und eitlen, noch in einer schwelgerischen und sinnenberauschenden Geselligkeit, sondern

* „Märchen und Jugenderinnerungen" 1. Teil Berlin 1818; 2. Teil 1843.

behielt meinen Vorsatz fest im Auge und war in der gewöhnlichen alltäglichen Zeit eher zu ernst und abgeschlossen, als daß ich ein Leichter oder gar ein Leichtfertiger hätte gescholten werden dürfen. Mitten aus den Genüssen des dortigen fröhlichen, sinnlichen Lebens, mitten aus den Genüssen des breiter und weiter gewordenen elterlichen Lebens in dem Hause Löbnitz, wo meine Eltern jetzt wohnten, riß ich mich strenge wieder zu meiner Schule und noch strenger zu den freiwilligen Mühen und Strapazen, welchen ich meinen Leib unterwarf. Alle Wälder, Büsche und Strandufer um Stralsund bis auf zwei, drei Stunden in die Weite haben meine spazieren laufenden und noch im Oktober und November zum Bade eilenden Fußtritte gefühlt. Die Stunden, welche dabei und bei fröhlichen Gastgeboten drauf gingen, mußten der Nacht abgespart werden. Löbnitz war von Stralsund drei Meilen entfernt, von jenen Meilen, welche, wie die gemeine Rede spricht, der Fuchs gemessen und den Schwanz zugegeben hat. Ich war unterdessen durch meine spartanischen Übungen recht fuchsbeinig geworden und lief diese Strecke oft in vier guten Stunden. Dies geschah häufig des Sonnabends nachmittags, und den Montag in aller Frühe ging es wieder zur Stadt und Schule."

Der große Wanderer durch Europa – bildlich und tatsächlich – kündigte sich an!

Aber auch, was er später in Schriften und Liedern seinem Volke als unveräußerliches Erbe schenkte, das alles hat seine Wurzeln in jener Zeit des ungestörten, immer aufgeschlosseneren, pflicht- und selbstbewußten Wachstums.

Ein unruhiger Geist

Es war im Jahre 1789, in Frankreich war gerade die Revolution ausgebrochen, da trafen sich im Gutshause zu Löbnitz* in Vorpommern mehrere Männer: Der Hausherr Ludwig Nikolaus, der Vater Ernst Moritz Arndts, Gottfried Danckwardt**, Pastor und ehemaliger Hauslehrer der jungen Arndts; der Mutter Bruder Moritz Schumacher, Verwalter von Gütern wie der Vater, ebenso

---

* Der Vater hatte 1787 die Löbnitzer Güter bei Stralsund in Pacht übernommen. Vergl. Seite 17.

** Gottfried Danckwardt, der die Brüder Arndt als erster an die Quellen der Wissenschaft geführt hatte, war Freund des Hauses geblieben. Er war ein kleiner, zarter Mann, dem man nicht zutrauen konnte, daß er sich nachmals in der französischen Besatzungszeit so mutig und entschlossen zeigte. Ernst Moritz erzählt von ihm: „Als im Winter 1807 der französische General Mortier Stralsund berannt hatte, waren auch in das Kirchdorf Bodenstedt, wo Danckwardt Pfarrer war, französische Wächter gelegt worden. Und weil diese sich ‚nach wälscher Weise' mit den Frauen und Töchtern allzu nahe einlassen wollten, scharten sich die Männer des Dorfes zusammen und entwaffneten die Posten, nahmen sie und schifften sie nach Schweden als Gefangene ein. Darüber war natürlich das französische Kommando alarmiert und rückte mit über 100 Mann an, um das Dorf zu bestrafen. Der Bürgermeister und andere wurden verhaftet, gefesselt und sollten hingerichtet werden. Das Dorf wollte man plündern und anzünden. In dieser großen Not trat der kleine Pastor vor und redete den wälschen Befehler mit den kühnen Worten an: ‚Mein Herr, Sie haben die Unschuldigen gegriffen, ich bitte, lassen Sie diese Männer los, die sind die Unschuldigen und Verführten; hier haben Sie den Verbrecher, mich nehmen Sie, mich erschießen Sie, wenn Gott es Ihnen erlaubt! Ich habe diesen armen Bauern gepredigt, daß sie bis auf den letzten Mann für ihren König stehen und den Feinden des Vaterlandes Abbruch tun müßten.' Wie es denn immer geht, ein tapferes offenes Wort zur rechten Zeit gesprochen tut gerade Franzosen gegenüber Wunder, der Befehlshaber ließ die Gefangenen frei, er strafte mit geringen Geldbußen und verbrannte symbolisch am Rande des Dorfes zwei Schuppen." Arndts Meinung dazu: „Diese Tat des Pfarrers war groß, größer die des edlen Wälschen, der seinen bösen Mut bezwang."

wie dieser getrieben von der Unruhe der Zeit nach Bildung und gesellschaftlichem Rang; des Vaters viel älterer Bruder Hinrich, auf dessen Wort alle hörten und etwas gaben, wenn er auch nicht mehr am allgemeinen Bildungsstreben hatte teilnehmen können; der Konrektor und Bibliothekar Furchau aus Stralsund.

Sie alle berieten, was mit dem jungen Ernst Moritz geschehen solle. Bis jetzt war er auf der Schule in Stralsund gewesen und sollte nach einem weiteren Jahr abschließen. Doch plötzlich hatte er sie fluchtartig verlassen, war ins Land hinausgelaufen und hatte schließlich den Wunsch geäußert, in stiller Bescheidenheit ein Leben als Bauer zu führen. Der Vater berief seine Freunde, um von ihnen zu hören, welcher Weg für den begabten und eigenwilligen Sohn der richtige sei.

Nun, die Beratung dieser vortrefflichen Männer über den wilden und ungebärdigen Ernst Moritz führte schließlich zur Anordnung des Vaters, daß die Schulstudien beendet werden sollten, daß dies aber zu Hause geschehen dürfe. Das war eine vernünftige Entscheidung; sie half dem Sohn die Krise zu überwinden, über deren merkwürdige Geschichte er sich später freimütig geäußert hat:

„Es ging in jenem Herbst beinahe ein Dutzend Primaner ab, nach Göttingen, Erlangen und Greifswald; und da gab es mehrere Tage hintereinander nichts als Einladungen und Abschiedsschmäuse. Dies war mir und meinem Blute wahrscheinlich zu viel geworden. Ich geriet in außerordentliche Stimmungen und Kämpfe mit mir selbst, und es lief in mir herum, ich würde, wenn ich mein Schülerleben hier so fortsetzte, zu einem weichlichen und liederlichen Lappen werden . . . Dies war also ein Entweichen, wenn man will, ein Entlaufen von der Schule, wie es schien ohne Grund. Doch muß es in meinem Wesen und in dem Gedränge von Gefühlen und Sorgen, die meine Brust beklemmten, einen tieferen Grund gehabt haben, den ich

selbst jetzt nicht begreifen kann. Denn gerade die Tage vor meiner Flucht war ich mit meinen Freunden vorzüglich fröhlich gewesen. Was meine Eltern davon gedacht haben, weiß ich nicht; sie haben sich wohl mit allerlei Ängsten über mich gequält: denn wie konnten sie mir in mein dunkles Herz sehen, da ich selbst nicht klar hineinschauen konnte? ... Ich habe auf diese Weise wirklich in allerschönster Muse und mit nicht mattem Fleiße vom Herbst 1789 bis Ostern 1791 anderthalb Jahre zu Löbnitz verlebt."

Vielleicht gehört zum Verständnis der Episode noch das Wort, das Arndt 1805 im Ersten Teil seines „Geist der Zeit" schrieb: „Wer hohe Klarheit hat, darf tiefes Dunkel haben" ...

Es scheinen freilich schon seinerzeit eifernde Mitmenschen seine sogenannte „Flucht" anders bewertet zu haben; denn er berichtet in seinen Erinnerungen noch:

„Daß sie (meine Eltern) Schlechtes von mir geglaubt haben, bezweifle ich. Die Welt aber, oder das sogenannte große Publikum, hatte auch hierüber seine Fabeln gemacht und von bösen Liebschaften und von noch Schlimmerem umher geschwatzt, welchen damals gewiß kein Jüngling tapferer aus dem Wege lief als grade ich. Ich verachtete es und habe damals und im Laufe des Lebens noch mehr gelernt, daß nichts törichter und kindischer ist, als um Urteil, Vorurteil und Nachurteil der Menge zu buhlen und aus solcher Rücksicht nur ein Strohhalmbreit von seinem gewöhnlichen Wege abzulenken."

Nun, gewöhnlich war sein Weg allerdings nicht, schon in der ersten Jugend nicht; es war *sein* Weg, und den hat er tatsächlich gegen alle Widerwärtigkeiten und Anfeindungen nicht verlassen.

*

Der junge Ernst Moritz war von kleiner aber kräftiger Statur mit schwarzen Haaren und braunen Augen, der

neben seinem wachen Geist sehr wohl auch die Fäuste zu gebrauchen wußte, um sich durchzusetzen.

Wie man ihn ansah und beurteilte, schrieb er einige Jahre später im Bericht über seine erste große Reise durch halb Europa:

„Aus mir hat man schon allerlei gemacht. Viele, vielleicht die meisten, haben mich für einen Franzosen gehalten. So fragte mich neulich ein Wirt, ob ich nicht ein Franzose sei, und französisches Geld brauchen könne. Er habe noch herrliches Papier vom letzten Kriege. Ich sagte ihm, auch als Franzose würde ich solches Geld nicht einwechseln. Der Bauer auf dem Wege hält mich wegen meines grauen Kleides und blanken Säbels für einen Offizier, und weicht so einem herrischen Wesen ehrerbietig aus."

Wir sehen in dieser Schilderung ihn als Reisenden, der sich mittlerweile gefunden hat und mit Sicherheit auftritt:

„Die Wirte härmen sich ab in welchen Diensten ich stehe, wenn ich nicht so barmherzig bin, mich ihre Neugier jammern zu lassen. Kaiserliche Soldaten fragen so unter sich. So hörte ich gestern im Vorbeigehen einen sagen: Nein, es ist ein Pfälzer."

Weil er selbst also so gar nicht das Bild des nordischen Menschen verkörperte – vielleicht ein Erbe der Großmutter väterlicherseits, einer geborenen Subklew – meinte er später auch über Goethe und den Freiherrn vom Stein:

„Hierbei sei ein für alle Mal gesagt und zwar gegen diejenigen, welche immer mit der feinsten weißen Haut und den silberklarsten blauen Augen als dem Urstempel des edelsten Menschen und dem echtesten Geniezeichen herankommen, daß die beiden größten Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts, Goethe und Stein, aus braunen Augen die Welt anschauten, mit dem Unterschiede, daß das goethische Aug' breit und offen meist in mildem Glanze um sich und auf die Menschen herabschaute, das steinsche, kleiner und schärfer mehr funkelte als leuchtete und oft auch sehr blitzte."

Das sind freilich Urteile aus Arndts allerspätesten Tagen, da die philosophische Ruhe des Alters über ihn gekommen war; in seiner Jugendzeit scheint er nicht so zufrieden gewesen zu sein mit seiner Gestalt und den dunklen Haaren und Augen, wie sich aus mancher Bemerkung ergibt.

*

Zurück zu 1789: Der junge Ernst Moritz blieb also zu Hause auf dem Gut Löbnitz und bereitete sich auf die Universität vor. Alle notwendigen Hilfsmittel wurden ihm zur Verfügung gestellt. Und der Umgang des Vaters mit der Nachbarschaft auf dem Lande und der nahen Stadt Stralsund vermittelte Anregungen genug. Aber auch hier blieb er bei seiner Lebensweise der gleichzeitigen Schulung des Geistes und der Abhärtung des Körpers.

„Neben diesen edleren Übungen wurden die Strapazen und Abhärtungen tapfer fortgesetzt. Soldatische Lager auf harten Brettern oder Reisig, Übernachtungen unter freiem Himmel, wo ich mich, in meinen Mantel gehüllt, unter irgend einen Baum oder hinter einem Heuhaufen hinstreckte, Wanderungen oft meilenweit nach allen Seiten hin, besonders nächtliche Wanderungen, die ich begann, wann die Andern schlafen gingen – alles um den in üppiger Jugendkraft schwellenden Leib Tapferkeit und Gehorsam zu lehren."

Bald ist er „dieser Entwicklung sehr froh". „Jene Dunstwolken, die mich aus Stralsund weggescheucht hatten" waren „weggesunken".

Es ist, als ahnte er, welche Aufgaben ihm bevorstanden, es ist aber auch, als wolle alles auf einmal aus ihm herausbrechen, als seien die überquellenden Kräfte nicht zu zügeln ohne solche Übungen der Bändigung. Später (1812) hat er hierüber in einem Vers bekannt:

Frühe zeigte sich mir mit der unendlichen Welt
Auch die unendliche Macht, die hoch über Donnern und Blitzen
Wettert und leuchtet – ich sah, eisernes Schicksal, dich frühe;
Und ich trug es so jung, dein unerbittlich Verhängnis,
Trug es im schweigenden Ernst, trug es im trauernden Blick,
Oft ermahnte mich dann mein fröhlicher Vater: „Sei fröhlich!“
Öfter die Mutter und schalt: „Bube, warum so allein?“
Wenn ich mit Arbeit den Tag, mit bretternem Lager die Nächte
Feierte, schüttelten sie traurig das liebende Haupt;
Denn sie meinten, es werde der Sohn, ein finsterer Träumer,
Sich und anderen die Lust töten in künftiger Zeit.
Ich aber sprach: „Wer weiß, was mir das Schicksal bestimmt?“

*

„Nachdem ich hier in Löbnitz im väterlichen Hause wieder anderthalb Jahre recht wohl verlebt hatte, bezog ich die Universität Greifswald, um Theologie zu studieren, ein Studium, zu welchem der Sohn eines Landmannes, wenn er nicht unfromm ist, auf die allernatürlichste Weise hingezogen wird. Ich lebte in Greifswald zwei Jahre. Im Frühjahr des Jahres 1793 bin ich von Greifswald nach Jena gegangen und habe dort bis zum Herbst 1794 gelebt.“

Ernst Moritz verläßt nun also das Elternhaus endgültig. Aber der spät Entwickelte findet in den Studentenjahren noch nicht das, was ihn erfüllt oder das, was er sich zum Lebensberuf erwählen könnte. Er besucht zwar fleißig seine Vorlesungen, er gehört zu denen, die schmökern und schnüffeln wollen, um aus dem Vielen wenigstens einiges herauszufischen. So beschäftigt er sich mit Literaturgeschichte, mit Naturwissenschaften, Geschichte, Erdkunde und Sprachen. Sein Lieblingsfach ist die Antike. Das alles neben den theologischen Fächern. Von der damaligen Philosophie sagt er, daß sie „manchen trockenen Kopf verrückt machte“, er habe aber „wenig Scharfes oder Spitzes“ daraus ziehen und gewinnen können. Überhaupt hält er sich selbst für recht dumm und leichtgläubig; auch später meint er noch, daß er in den Jahren 1793 und 1794 „am wenigsten gelernt und am schlechtesten gelebt“

habe. Die Katheder seien „nun einmal die eisernen Stühle Heinrichs des Sechsten von Hohenstaufen, die in langsamer Glut das Mark aus den Knochen saugen und den Saft und das Blut aus den lebendigen Gliedern".

Auch späteren Studentengenerationen hat er damit wohl aus dem Herzen gesprochen! Vielleicht sogar auch mit den bissig-kritischen Bemerkungen, die er seinen damaligen akademischen Lehrern widmete:

„Ja, ich sage es kühn, daß die meisten unserer sogenannten Gelehrten dümmer sind, als der Bauer, der seinen Katechismus nicht lesen kann. Dieser weiß doch Bescheid mit dem, was er tut, fühlt und weiß, daß er lebt und etwas macht, fühlt und atmet lebendig in der lebendigen Welt, und kann sich, wenn es Not ist, in ihr verteidigen und ihren Besitz behaupten. Jene sind durch das Viele und Alle, was sie üben und wissen, ein völliges Nichts geworden. Und kann es anders sein? Nur auf eignen Wurzeln kann jedes Ding mit Sicherheit stehen."

Seine spätere Beschreibung dieser Zeit: „So kurz zeichne ich meine Studentenjahre an, weil sich darin für meine Entwicklung scheinbar nichts Merkwürdiges begeben hat," ist freilich etwas zu nebensächlich ausgedrückt. Hier liegen eben doch die Grundlagen seiner Bildung; mag er in den Hörsälen zwar noch wahllos allzu vieles in sich hineingefressen haben – gerade in den Studentenjahren bildet sich um ihn auch ein Freundeskreis, dessen Interessen weit gezogen sind, und in dem sich der Geist in heftigen Gesprächen wetzt, um zur Klarheit zu kommen. In der Diskussion, im Reden, im gründlichen Brief gewinnt er feste Standpunkte, entwickeln sich Erkenntnisse, die er später im politischen Kampf und in der Darlegung eines künftigen Staatsdenkens verwertet.

Da wird zum Beispiel über Goethe gestritten. Ganz modern, als ob es heute wäre. Einer sagt, „der Goethe seit 1785 sei nicht mehr der von 1775 und 1780; er gehöre nicht mehr

einer Nation, sondern allen europäischen Nationen an; jene früheren Ergüsse seines reichen Gemütes könne man nur als Vorspiele größerer Harmonien ansehen, erst später sei die volle goldene Frucht erwachsen; da sei Goethe erst geworden, da sei auch der Deutsche in ihm verschwunden".

Schon bei dieser frühen Begegnung mit dem „Weltbürgertum" entwickelt Arndt ganz entschiedene Ansichten: „Der Streit war heiß, denn ich leugnete es und wollte uns den großen Deutschen nicht nehmen lassen." *

Er verteidigt seinen Goethe glänzend:

„Und daß ihr sagt, in seinen letzten Dezennien sei er nicht mehr deutsch, gehöre er allen Nationen an, damit glaubt ihr wohl nicht uns Deutsche zu verletzen. Ein großer Mensch steht nicht allein in den Schranken seines Volkes und seiner Zeit, das Größte und Höchste aller Zeiten und Völker nennt er durch Geburtsrecht sein, weil er der Hochgeborene ist. Goethes Allgemeinheit ist doch deutsch, weil sein Sinn seines Volkes ist. Denn ich ergrimme, wenn Unverschämte behaupten, dieser sei von dem ersten glorreichen Anlauf seiner Bahn abgewichen und habe das Deutsche vergessen. Nein, nein! Das hat er nicht können, weil er ja immer das Beste und Feinste seines Volks dargestellt hat."

Bald erfaßte er das Problem von einer noch allgemeineren Warte:

„Ich hatte die Idee, nicht von einem ganzen Volke von Kosmopoliten und Philosophen, sondern von einem ganzen Volke von Bürgern und Männern, einmal im Herzen, und es verdroß mich, wenn man meine Deutschen lobte, wo sie mir Tadel zu verdienen schienen, als die, welche den Sinn und Geist aller Zeitalter und Klimate verständen und umfaßten, welche das Beste der Zeitgenossen leicht lernten und sich zueigneten, und deswegen auf kleinere Ideen von Volk und Vaterland, die vor solchen höheren verschwänden, nicht stolz sein könnten und dürften."

* „Briefe an Freunde."

Arndts Stellungnahme ist schlicht und klar:

„Ich hatte mir einmal vorgesetzt, auf mein Volk und auf seine eigene Kunst und Wirksamkeit stolz sein zu wollen!"

*

Noch klingen solche verpflichtenden Gedanken nur gelegentlich an. Der Tag ist jung:

„Ich wandelte auf dem alten Wege fort, ward aber allmählich freier und leichter. Gottlob nicht leichtfertig. Ich habe mit der andern Jugend studentisch und deutsch gejubelt und mitgelebt, auch manche fröhliche Nacht mit drein gesetzt."

Bescheiden notiert er dazu:

„Damit ich für meine Jünglingsjahre mich nicht zu rühmen scheine, bemerke ich nach meiner Erfahrung hier einmal für allemal, daß die Jugend in einer eigenen unschuldigen und fantastischen Idealität gegen Verderben und Liederlichkeiten schon Waffen hat, welche für spätere Jahre auf einem ganz anderen Amboß ausgeschmiedet werden müssen."

Immer wieder macht er sich zu Wanderungen auf, stählt den Körper, wird sich langsam klar darüber, daß dieses Wandern in höherem Sinn zu ihm gehört, daß er im Wandern die Welt erlebt, das Volk, seine Eigenarten, seine Lebensart.

„Wer die Sitten, Arten und Weisen der Menschen und Völker recht erkunden will, soll nimmer anders als pilgern. Wer in Kutschen mit Vieren dahergefahren kommt, schließt den Leuten den Mund oder öffnet ihn nur dem Lügner oder Schmeichler; dem Fußgänger aber gehört die Welt, er ist des Bauers und Bürgers Gleicher, und jeder steht ihm Rede und gewinnt ihm Rede ab, und so wird ihm auch die Lust, durch die Gefühle und Gedanken der Menschen frei durchzuspazieren."

„Meine Universitätsreisen machte ich nach meiner Weise zu Fuß, wie auch andere Ein- und Ausflüge durch das

liebe Vaterland, und zwar nicht bloß, um den starken Mann zu zeigen oder zu machen, sondern auch, um Land und Menschen kennen zu lernen, was von Tage zu Tage mehr ein leidenschaftlicher, ich möchte fast sagen, naturhistorischer Trieb in mir ward.“

So wandert er im Spätsommer des Jahres 1794 über den Harz und durch die Lüneburger Heide bis Celle, wo er die Post nach Hamburg nimmt. Dort sieht er die damals bekannteste Schauspielerin Schröder, im nahen Wandsbek steht er stundenlang vor dem Haus des allverehrten Dichters Matthias Claudius, wagt sich aber nicht hinein. Noch hat er nicht ganz die Schüchternheit des Bauernjungen überwunden. Von Hamburg aus kehrt er nach Hause zurück, wo er weiter studiert, die Geschwister unterrichtet und sich auf das theologische Examen vorbereitet, das er 1796 mühelos besteht.

„Ich hatte in den letzten Jahren mit recht lüsternem Heißhunger, wie aller lebendigen Jugend wohl begegnet, Mancherlei genascht, mitunter auch wohl manche rohe und wüste oder meinem Magen wenigstens unverdauliche Speise hinuntergeschluckt. Dies fing nun an, gleich im Meer versunkener Inseln, sich zur Oberfläche des Lichts zu erheben und Einiges auch, sich zu gestalten.“

Die Reife kündigte sich an.

*

Der frischgebackene Kandidat der Theologie übernimmt es zunächst, auf Einladung seines Freundes, des Pfarrers und Dichters Kosegarten in Altenkirchen auf Wittow, dessen Kinder zu lehren; vor allem scheint ihn die reichhaltige Bibliothek des dortigen Pfarrhauses angezogen zu haben. Er war zum Predigen berechtigt und zuweilen tat er es auch. Aber als er gerade ersten Beifall erhielt und die Leute auf Wittow ihn zu schätzen anfingen, da entschloß er sich, den geistlichen Beruf an den Nagel zu hängen.

Zwei Gründe dürften für seinen Entschluß maßgebend gewesen sein: Einmal schien er tatsächlich im inneren Zwiespalt zu sein, ob die Theologie für ein langes Leben wohl das Richtige sei. Er gibt ganz offen zu, daß er „von der allgemeinen theologischen Lauigkeit der Zeit ergriffen war". Zum anderen aber lag es wohl an der damals üblichen Käuflichkeit der Pfarrstellen; er hätte eine mehr oder weniger häßliche Pfarrerstochter heimführen müssen, um zu einer Pfarre zu kommen!

Wie es in jener Zeit im Bereich der Seelsorge zuging, davon berichtet eine kleine Anekdote, die den jungen Arndt in seiner ganzen kritischen Offenheit zeigt: In Gesellschaft junger Edelleute traf er einen jener „großen Pfarrherren", die vierspännig einherfuhren und oft auch weltliche Gerichtsherren waren. Arndt fragte ihn,

„warum er sich bei einer öffentlichen Ankündigung ‚Kirchherr' unterschrieben habe. Er entgegnete mir keck, das sei sein gebührlicher Titel, und es schicke sich in der Insel für einen Gerichtsherrn recht gut, umso mehr, da in Schweden selbst alle gemeine Pfarrer ihn gebrauchen. ‚Ei', entgegnete ich ihm da etwas boshaft, ‚Herr Pastor, Sie haben das Wort nur unrichtig übersetzt: das schwedische Kyrkoherde ist ebenso weit vom Kirchherrn, als der umwandelnde Apostel Paulus vom Papst zu Rom: es heißt nicht Herr der Kirche, sondern Hirt der Kirche, ich denke, Sie bleiben beim Wort Pastor'."

Wer so kritisch dachte und so herausfordernd älteren Amtsbrüdern gegenübertrat, tat gewiß gut daran, sich nach einem anderen Beruf umzusehen.

So warf er entschlossen alles von sich, wofür er bis dahin gelebt und studiert hatte; ein knapper Satz berichtet über diese Entscheidung, „ich wollte denn der Geistlichkeit Ade sagen umd mich in die volle Weltlichkeit hineinstürzen."

Das Abenteuer der fremden Welt

„Ich war jetzt achtundzwanzig Jahre alt und eine große Sehnsucht lockte mich, die Welt zu sehen." – Der junge Ernst Moritz Arndt war an einem Wendepunkt seines Lebens angelangt, das spürte er, er wollte aber auch im Spiegel des Fremden die eigene Haltung erproben und klären. Wie andere große Männer auch, brauchte er den Gang in die Fremde, seine „Italienische Reise", wie sie bei Goethe ja so besonders deutlich zur Wende führte.

„Mein Vater reichte mir die Mittel, ich verstand mich zu behelfen; und so ging es ganz leidlich, wenn auch nicht freiherrlich, doch zuweilen herrlich."

Arndt reiste anderthalb Jahre „in mancherlei Abenteuern" zu Fuß, zu Wagen, zu Schiff vom Frühjahr 1798 bis zum Herbst 1799 durch „einen Teil Deutschlands, Ungarns, Italiens und Frankreichs", wie es auch im Titel des Buches hieß, das er anschließend schrieb und das nach zwei Auflagen leider nie wieder erschien, obwohl es noch heute lesenswert ist.

„Ich habe diese Reise fast wie Bruder Sorgenlos gemacht . . . Indessen ich bin später gewahr geworden, daß in mir ein dunkles Ziel lag, das ich damals nicht gewahrte. Ich habe die Dinge, Menschen und Völker dieser Welt doch sehen und erkennen gelernt."

Das sind freilich spätere Einsichten und Ansichten. Den ersten Pilgerlauf begann er ohne solche Hemmungen oder Überlegungen. Der großzügige Vater, der ihn studieren

ließ zu Hause oder in der Fremde, wenn es der unruhig hin und her getriebene Sohn so wollte, gab die notwendigen Taler; er schien stolz auf den Sohn zu sein, aber nicht nur das, er schien auch zu wissen, daß die aufgewendeten Mittel bei diesem Sohn gut angelegt seien. Ernst Moritz hat später selbst beschrieben, wie er mit dem Gelde ausgekommen und umgegangen ist.

„Ich war meines Fußgängerglücks, worin Gott auch gefallen hat mich zu erhalten, mir bewußt, oft in einem Zuge sechs acht Meilen zu Fuß gegangen, wann meine Herren Brüder, wie die Wohlhabigkeit der Zeiten damals noch stand, auf schönen Pferden einhersprengten. Wenn ich auch zuweilen unter Freunden bei fröhlichen Gelagen einen Friedrichsd'or oder Dukaten springen ließ, so hatte ich, einsam oder als wandernder Pilger, die wenigsten Bedürfnisse."

Der körperlichen Bedürfnislosigkeit stand freilich ein geistiger Anspruch gegenüber, der ihn vieles sehen und erleben ließ, woran andere achtlos vorübergehen. Zwar behauptet er, er habe diesen Ausflug, wie so viel in seinem Leben, „was ich leider beklagen muß", mehr aus Instinkt als für einen bewußten Zweck getan.

„Ohne bestimmte Richtung und Ziel, ohne Vorbereitungen und Vorarbeiten für die Straßen, die ich durchlaufen wollte, bin ich fast zu leicht durch die Welt fortgeschleudert."

Der umfangreiche Reisebericht, den er später veröffentlichte, widerlegt freilich diese allzu bescheidene Bemerkung.

Er geht nicht mit verschlossenen Augen durch die Welt und reist nicht um des Reisens willen, auch nicht, um möglichst viele Meilen und viele Städte zu erreichen, sondern auch diese Reise ist Teil seiner Bildung und Ausbildung.

„Ich habe ein Vierteljahr in Wien gelebt und mir das Ungarland betrachtet. – Es war der elfte September des 1798sten Jahres, als ich meinen wackeren Freunden zum letzten Male die Hand drückte und um die 9te Stunde in brennender Hitze über die Wiener Berge durch die wohlbebaute und wohlbekannte Ebene auf Neuendorf zuging, wo ich mein Herz mit Wein stärkte."*

In Baden bei Wien entzückt er sich über den herrlichen Ausblick vom Doppelhof und sieht am Ende des Ortes eine Fußbadeanstalt, „wo Bauern und Knappen ein Pfeiferl im Munde, bis auf die Knie aufgeschürzt, auf langen Bänken im Wasser saßen". Nach einem Wege zwischen Weinbergen, Pflaumen- und Walnußbäumen trifft er in der Wirtsstube einen Mann, von dem er meinte, er sei „der Natur von der Deichsel gefallen" – in der Verständigung des jungen Pommern mit alten eingesessenen Österreichern mag es noch manches Mal gehapert haben. Wenige Tage später, auf dem Semmering, wurde er gar für einen Franzosen gehalten, was bei diesen Leuten keine Empfehlung war, so daß er sich eilends davonmachte.

Sein Auge schaut die Landschaft in ihrer Schönheit, aber auch die Landwirtschaft in ihrer Zweckmäßigkeit und das Volk in seiner Art. In Mariazell notiert er:

„Wir sind wahrlich sehr unbillig und sehr dumm obendrein, alles zu verschrein, was nicht unsrer Sitte noch unsres Glaubens ist. Der Katholik versteht es wohl, wo sich recht anbeten läßt. Seine Klöster und Heiligtümer sind meistens gegründet, wo die Natur selbst sich Tempel erbaut hat."

Alle diese Strecken legt er zu Fuß zurück, zu seinem Schutze hat er einen Säbel umgegürtet. „O wie kann der

* Die Zitate in diesem und im nächsten Kapitel („Die Deutschen und die Franzosen") sind – soweit nicht anders vermerkt – der im Jahr 1804 erschienenen zweiten Auflage von Arndts „Reisen durch einen Teil Deutschlands, Ungarns, Italiens und Frankreichs in den Jahren 1798 und 1799" entnommen.

Mensch doch alles, was er selbst will, und so gar wenig von dem, was andre von ihm wollen!" ruft er aus, als er im strömenden Regen die Höhen erklettert, bis er innen vom Schweiß und außen von Regen trieft. Er beobachtet die Sprache und den Dialekt der Einheimischen, sieht die Trachten, äußert sich über Tier und Mensch und die Bauweise der Behausungen. Hier gewinnt er erste Anregungen für eine spätere Betrachtung „Über Sitte, Mode und Kleidertracht". Gelegentlich verzeichnet er auch politische Eindrücke:

„So saß in einem Dorfe ein alter Graukopf mit einem jungen Weibe am Tische und bewillkommte mich freundlich, indem er der alten Wirtin zurief: dem mache sie das allerbeste, das ist ein Ehrenmann, ein Soldat! So viel vermag ein grauer Rock und ein ungrischer Säbel. Nun fing er an, mit mir zu perorieren*, von Krieg und Frieden, von Schweden und Preußen, und erzählte, wie er im siebenjährigen Kriege von den Preußen gefangen und nach Pommern gebracht sei, um gegen die Schweden zu fechten. ‚Habe viele Kameratten unter den Pomerenken gehabt, sind rechte Düwelskerls; gut, wenn man sie nicht anrührt, sonst hauen sie gleich drauf ein; der alte Fritz hielt hoch auf sie. Sie sollen leben!' So stießen wir an, und ich trank seinen und meinen Wein mit Vergnügen, mußte durchaus von seinem steirischen grauen Brei essen, und immer mit dem Weibe anklingen. Zuletzt umhalste er mich mit einem herzlichen Kuß und gab mir ein süßes Gefühl der Menschlichkeit mit auf den Weg."

Arndt erreicht die steirische Stadt Bruck an der Mur. Er sieht jetzt neben Hanf, Heidekorn und dem Kohl und den Möhren auch Mais, Kürbisse und Melonen. Dann wandert er hinauf nach Graz; im „Elephanten" an der Brücke über die Mur kehrt er ein und findet frohe Gesellschaft.

---

* Perorieren: breit und wichtigtuerisch reden.

„Am meisten ergötzten mich drei Tiroler Scharfschützen, die von weitem herkommen, um beim Freischießen sich ein Stückchen Geld zu verdienen. Sie redeten mit einer Freimütigkeit von ihren Freiheiten und von ihrem Regenten, die man hier sonst nicht kennt."

Aber auch die Steirer scheinen ihm „ein frohherziger und munterer Schlag". In der schönen Stadt beschaut er vieles, findet die Burg verlassen und verwahrlost, da Feinde bis in die Steiermark schon lange nicht mehr vorgerückt sind, bewundert das Lazarett, ein „im Jahre 1787 unter Joseph in einem sehr edlen Stil" erbautes Gebäude, das Ballhaus, die Häuser des Statthalters, des Erzbischofs und der Regierung.

Er wandert weiter die Mur entlang in die untere Steiermark.

„Das Gefilde ist äußerst fruchtbar und so fett, daß ich vier der stärksten Pferde und vier Ochsen vor einem Pfluge ziehen sah. Der Boden ist vortrefflich, und Mais und Hanf stehen wie Rohr, und die Hirse fällt in dicken Haufen unter den Händen der Schnitter. Endlich hatte ich die hohe Platsch – so heißt das Gebirge – mit tausend Schweißtropfen erstiegen, lehnte mich an ein Geländer, und sah im Nordosten eine Gruppe von Hügeln und Tälern, Feldern und Weinbergen, Strömen und Schlössern und Kirchen, alles in so lieblichen Farben und so reicher Fülle der Lust und des Lebens, als die trunkenste Phantasie sich nur ein Elysium zaubern kann."

Marburg an der Drau wird berührt. Daß er hier Häuser mit Strohdächern statt der Schindeln sieht, empfindet er als „vaterländisch", denn er wird dadurch an seine pommersche Heimat erinnert.

„Man hört schon häufig wendisch (windisch), und auch die Tracht fängt an wendisch zu werden, und mit den steirischen Wämsern und Hüten ist es vorbei."

Er beobachtet das alles und zieht einen Vergleich mit den wendischen Pommern, den Kaschuben.

„Man könnte hier viel über die Verwandtschaft der steirischen und pommerschen Slawen schwatzen (die sich in der Tracht offenbart), doch das Winken sei genug."

*

Inzwischen trifft ihn der Wellenschlag der Ereignisse. Längst ist die französische Revolution* ein europäisches Ereignis geworden. Seit 1792 herrschte zwischen Frankreich und Österreich Kriegszustand. 1795 hat der preußische König, der zunächst an der Seite Franz II. kämpfte, mit den Franzosen den Frieden von Basel geschlossen, der ihnen das linke Rheinufer überließ und sie in die Lage versetzte, gegen die Österreicher nunmehr sowohl in Süddeutschland wie in Italien erfolgreich aufzutreten. Hier ist der Stern des Generals Bonaparte emporgestiegen. Der Frieden von Campo Formio beendet das französische Vordringen nur kurzfristig; eine neue Koalition zwischen Österreich, England und Rußland bildet sich, um die entstandene Lage wieder zu ändern. Preußen bleibt weiterhin neutral. Inzwischen ist Bonaparte nach Ägypten gezogen, um hier – wie er vergeblich hofft – die Engländer entscheidend zu treffen.

Daheim im fernen Pommern waren diese französischen Ereignisse, da Preußen aus dem Kampf ausgeschieden war, nur ferne Nachrichten gewesen; hier in Österreich aber tritt das europäische Geschehen, das die nächsten zwei Jahrzehnte bestimmen wird, erstmals unmittelbar an Arndt heran.

---

* Die Französische Revolution nahm im Jahr 1789 ihren Anfang, als König Ludwig XVI. unter dem Druck einer Finanzkrise erstmals seit 1614 wieder die „Generalstände" einberief, der sogenannte Dritte Stand sich zur „Verfassunggebenden Nationalversammlung" erklärte. Die eigentlich revolutionären Ereignisse begannen mit dem „Sturm auf die Bastille" (14. Juli 1789); sie führten zur Hinrichtung des Königs (21. Januar 1793), zur blutigen Schreckensherrschaft der „Jakobiner", die schließlich im Juli 1794 mit dem Sturz und der Hinrichtung Robespierres endete.

In Laibach sitzt er

„in der Gesellschaft von einigen Offizieren, Kaufleuten, einem Pächter und einem exilierten italischen Marchese im ‚Stern' an einer guten Gasttafel, und lasse mir guten Wein und Essen gut schmecken. Das Ganze der Unterhaltung, wobei ich klug den Zuhörer mache, dreht sich meist um den jetzigen Krieg, und das Thema aus aller Munde ist: quest'e una cattiva guerra, il Buonaparte e una grandissima testa. Der König von Preußen heißt nur: il traditore, il distruttor della Germania e della casa d'Austria."

Napoleon – meint der Marchese – sei ein großer Kopf, der König von Preußen dagegen ein Verräter, der Zerstörer Deutschlands und des Hauses Österreich.

Noch beunruhigt das alles den jungen Arndt nicht allzusehr. Er hört zu, steht daneben, wandert weiter.

In Optschina oberhalb Triest hielt er an, „trank ein Halbes Wein" und ließ seinen Paß an der Grenzstation kontrollieren. Und nach kurzem weiteren Fußmarsch sah er zum ersten Male seit sechs Monaten wieder das Meer:

„All mein Blut kochte vor Freuden, und mein Herz schlug höher. O, es ist doch ein großes Schauspiel, der Anblick des Meeres, auch wenn nicht die Träume der Kindheit und die Erinnerungen der Jugend daran hängen. Es ist ein Weg, der Völker zu Völkern führt, der Sitte und Kunst in die fernsten Inseln bringt, und ohne welches wir fast alle noch in Düsterheit und Wildheit herumtappen würden."

In Triest begrüßt er zum ersten Male Italien. „Es ward gut gegessen und getrunken, mit Engländern geradebrecht und über Nelsons Sieg bei Abukir politisiert."*

* Anfang August 1798 – wenige Wochen nachdem General Napoleon Bonaparte in Ägypten gelandet war – gelang es dem britischen Admiral Nelson, die französische Landungsflotte bei Abukir in der Nähe von Alexandria zu stellen und fast völlig zu vernichten, so daß Napoleons Truppen von der Heimat abgeschnitten waren.

Die Ankunft in Triest ist nicht nur deshalb ein wichtiges Ereignis, weil er in den letzten zwölf Tagen nahezu 70 Meilen gewandert ist, er begreift die Situation immer deutlicher im Zusammenhang mit den Ereignissen: „So bin ich denn von einem Ende des heiligen deutschen Vaterlandes, das ach! jetzt so sehr entheiligt wird, bis zum andern gewandert."

Triest gehört nach seiner Ansicht zu den „anmutigsten Städten", die er auf seiner Reise berührt; er steigt überall herum, im Hafen, auf der Burg und sogar in der Quarantäne für die Schiffe, die aus der Levante kommen. Er bewundert den Obst- und Fischreichtum, aber die schwarzen Schnecken, die man ihm anpreist, wollen ihm nicht munden.

Ein Schiff bringt ihn nach Venedig. Seine Eindrücke und Empfindungen werden immer politischer – hier empfindet er sichtbar den Gegensatz zwischen großer Vergangenheit und erniedrigender Gegenwart; Eindrücke prägen sich ein, die seinem späteren Denken die Richtung geben. Zunächst aber ist er ergriffen von den Denkmälern einstigen Glanzes:

„So habe ich dich denn gesehen, wunderbare Stadt, von der die Fabeln und Geschichten, die meine Kindheit lüstern empfing, so oft mit den Flügeln der Feerei um meine Stirne spielten. Ich habe dich gesehen, die man unter die Wunder der neuen Welt zählte, und die der holde Dichtermund des Mittelalters die Schöne nannte. Ach! Sie ist nicht mehr, die alte Venezia, die Tochter und die Beherrscherin der Meere, deren Töchter sich in Gold, und deren Söhne sich in Purpur kleideten, deren siegreiche Flaggen im Orient und Okzident wehten, und dem finstern Abendlande die Schätze Indiens und Sabas, und die Künste und Weisen des Morgenlandes zuführten. Sie ist nicht mehr, und ist seit Jahrhunderten nicht mehr gewesen. Die Zeit, die alles Große und Kleine umwälzt, und der mächtigere Geist des Jahrhunderts hat diesen Staat, wie so viele andre, in seinen Grundfesten erschüttert."

Dann dringt er zu den tieferen Ursachen vor:

„Dieses Volk, das einst in echt römischem Geist dachte und handelte, das Männer hatte, groß daheim und im Kriege, edle Männer, die alles ertrugen, nur nicht die Schmach des Vaterlandes; das im Glücke nicht vermessen, im Unglücke stolz und ungebrochen war, dieses Volk hat auch seine Stadt in diesem Charakter auf den Wellen des Meeres gegründet. Es baute die eignen Wohnungen schlecht und unansehnlich, aber dem einen Ewigen und dem Vaterlande, das jedes edle Volk nie anders als unsterblich denken soll, diesem errichtete es Paläste und Tempel, die noch unsere Bewunderung erregen. Ein Mann hat gesagt: es erweckt billig einen großen und schmerzhaften Gedanken, wann ein Mensch stirbt; ich sage: es erweckt einen größeren und schmerzlicheren, wann ein Volk stirbt. Doch es leben die Taten des einzelnen wie des Volkes, und wohl ihnen, wenn sie welche hatten!"

Hier spricht er erstmalig seine Ansicht von der Wechselbeziehung zwischen Mensch und Volk unumwunden aus, aber das Grundsätzliche und Erhabene hindert ihn nicht, auch das Unmittelbare und Gegenwärtige kritisch zu betrachten:

„Alles, alles weiß der schlaue Italiener in Geld zu verwandeln, wofür der ehrliche Deutsche und Schwede nur einen schönen Dank erwarten würde. Es war am letzten Tage meines Aufenthaltes in Venedig ein heftiger Sturm aus Nordost, der das Wasser mit Gewalt gegen die Stadt trieb, und machte, daß es zu einer ungewöhnlichen Höhe stieg, in der Mitte des Markusplatzes einige Schuh hoch stand, und auch andere Gegenden unzugänglich machte. Eine Lust war es zu sehen, wie auf dem Markusplatz sogleich 10 bis 12 Leute sich fanden, die Schuh und Strümpfe abwarfen, und für zwei Soldi feine Herren und Damen auf ihre Schultern luden, und von einer Seite zur anderen transportierten. Wo der Übergang schmal war, fanden sich andere mit einem Brette und einigen Steinen ein, und strichen von jedem, der sich ihrer Bequemlichkeit bedienen wollte, einen Soldo ein. Ich glaube sicher, der

eine Kerl, der diesen Fund an der Markuskirche getan hatte, hat in wenigen Stunden über einen Zechin eingenommen; denn es wimmelte um seine Brücke, und, hätte er drei gehabt, sie wären immer besetzt gewesen. Aber noch eine größere Lust, als diese, war es, wie Leute in Schuhen und Strümpfen bis über die Knöchel im Wasser wateten, vielleicht, um einige Soldi zu sparen. Auch da ist wieder der Italiener."

Am Markusplatz sind freilich noch weitere Anmerkungen zu machen:

„Vormals ist die Abende bis in die späte Nacht ein Geschrei und Getümmel der muntern Jugend auf dem Markusplatze, und in allen besuchten Gegenden der Stadt gewesen, Bänkelsänger haben sich unter die zahlreiche Versammlung der Spazierenden und Sitzenden gemischt, und ihre Mord- und Wundergeschichten abgesungen; Banden von Musikanten oder einzelne Instrumente sind umgezogen und haben zur Ergötzung der Menge aufgespielt."

Dies habe die Revolutionszeit der Franzosen, dann der Einmarsch der stilleren Deutschen* unterbrochen. Arndt wird nachdenklich darüber: „Es ist wirklich schade, daß solche an sich unschuldige Freuden der niedern Klasse beschnitten werden." Früher in der Dogenherrschaft sei das alles sogar gefördert worden, „da die Herren immer ihre Spione drunter hatten, die schon wußten, wann es Zeit war, diesem oder jenem die Maulschrauben anzulegen."

Er bildet sich ein kritisches Urteil:

„So verliert jedes besiegte Volk unersetzlich durch Fremde, weil mit vielem Gleichgültigen manches andre zerstört und unterdrückt wird."

---

* Im Frieden von Campo Formio (17. 10. 1797) hatte Österreich an Frankreich seine belgischen und linksrheinischen Besitzungen sowie Mailand und Mantua abgetreten. Als Ersatz erhielt es die Herrschaft über Istrien und Dalmatien sowie über Venedig, das im Mai 1797 nach der erzwungenen Abdankung des letzten Dogen zunächst von den Franzosen besetzt worden war.

„Es ist ein sehr unbehagliches Gefühl, das selbst dem Fremden sich mitteilt, so eine Menge Menschen in einer Art von Gewitterschwüle zu sehen, wo das Wetter immer bereit ist zuzuschlagen, wenn nur ein Luftstrom kommt, so es zieht."

*

Arndt's Reisepläne werden nun immer stärker von der Lage beeinflußt. Seit dem Frieden von Campo Formio ist die Lombardei zwischen Frankreich und Österreich aufgeteilt und jeder Reisende erregt Mißtrauen, auch sind Plünderungen und Wegschleppungen nach Frankreich an der Tagesordnung. Arndt beschließt deshalb, sich nach Florenz zu wenden. Mit Aufmerksamkeit verfolgt er die wachsende Spannung. Für diese Reise schließt er sich einer Gesellschaft an, die teils in Flußbooten, teils im Wagen zunächst nach Ferrara zieht. Der Gesellschaft gehören zwei Kaufleute mit ihren Frauen an: der eine gibt sich als Demokrat, ist aber mit einer Aristokratin verheiratet; beim andern steht es umgekehrt: Er gesteht, Aristokrat zu sein, seine Frau jedoch ist Demokratin. Reiste die Gesellschaft im österreichisch besetzten Gebiet, dann schwiegen die Demokraten, kamen sie zu den Franzosen, steckte sich der Demokrat die Revolutionskokarde an ... Ein Türke und Arndt blieben als „Neutrale" abseits und schlossen Freundschaft miteinander. Die abwechslungsreiche Fahrt ging nach Chioggia, durch Kanäle, durch den Etsch und den Po; schließlich erreichten sie – nochmals durch einen Kanal – Ferrara, die Stadt Ariost's und Tassö's:

„Welche sonderbaren Gefühle schwellten diese Brust, als ich dem Tore näher kam, wodurch einst Helden zogen, und die größten Geister Italiens aus und ein gingen."

Beim Anblick des sichtbaren Niederganges von Ferrara, das einst 100000 Menschen beherbergte und jetzt nur noch

20000 zählte, drängen sich ihm erneut bittere Bemerkungen auf:

„Unter dem Joch der Spanier* und Deutschen hat das genievollste Volk alle Kühnheit und Kraft verloren, und manche kennen es jetzt nur durch Kastraten und Banditen, und richten es nach seinen Arien und Dolchen. O wenn es eins wäre, welche Rolle könnte es auch jetzt noch spielen! ... Mit diesen ernsten Gedanken, worin vielleicht der meines zerrissenen und verratenen Vaterlandes sich mischte, wandelte ich ernsthafter unter diesen Denkmälern des letzten italischen Heldenalters."

Die nächste Station ist Bologna. Auch hier besichtigt er Kunstwerke und erinnert sich der großen Geschichte der Stadt. Aber:

„Manches Schöne und Beste, was man sonst hier und anderswo in Italien sah, muß man nun nach Paris zu bewundern gehen."

Da „Glanz und Reichtum anfangen, Verbrechen zu werden", deshalb habe so manche große Familie ihre Paläste geschlossen. Andere sind ganz leer und man weiß nicht, wo die Schätze und Kostbarkeiten geblieben sind. „Wann der Fremde nimmt, glaubt der Einheimische sich dazu noch mehr berechtigt, und man weiß schon, wie es in der Verwirrung zu gehen pflegt." Wenn so auch einiges verschwunden ist, so bleibt ihm doch noch vieles zu beschauen, was er auch mit großem Eifer tut. Schließlich war ja Bologna die älteste Universität Europas. Auch Handel und Industrie interessieren ihn, die Seidenfabriken sind berühmt, ebenso das Bologneser Papier.

Wieder wird ins Theater gegangen. Gerade das Theater ist in jener Zeit der Besatzung der Ort, wo man sich noch

* Seit Kaiser Karl V. durch seinen Sieg über den französischen König bei Pavia 1525 Herr Oberitaliens wurde, herrschten über zwei Jahrhunderte hindurch in vielen Teilen Italiens spanische Infanten; dieser Einfluß wurde erst Ende des 18. Jahrhunderts durch österreichisches und seit der Revolution auch durch französisches Eingreifen beendet.

freier gibt, in einer Art genialischer Ungebundenheit. Die „unsinnigen schwimmenden Batterien und Maschinen, womit man die englische Küste besteigen wollte“, werden in Abbildungen gezeigt und verkauft*. Aber:

„sonderbar ist es bei dieser Stimmung der Gemüter und in dieser verwickelten Lage der Dinge, daß über einen Mann nur eine Stimme herrscht, von Graz bis Bologna. Man hörte Freunde und Feinde, immer wird Buonaparte als ein großer Mann, als ein Freund der Menschen und Beschützer der Armen und Elenden geschildert.“

„Wenn dies alles auch für das einzelne nichts beweist, so beweist es doch so viel, daß ein Mann, der in einer so mißlichen Lage so alle Herzen gewinnen konnte, wert sein muß, den Menschen zu gebieten.“

Noch sieht er Napoleon mit den Augen des unbeteiligten Fremden ...

*

Schließlich wird Florenz erreicht. Noch heute sind die Beschreibungen seiner „Entdeckungen“ lesenswert. Sie zeugen von seiner aufgeschlossenen Art des Betrachtens. Er erlebt in den Baudenkmälern dieser großartigen Stadt den Geist seiner großen Epoche der Menschengeschichte.

Noch war Florenz von den Franzosen nicht besetzt. Und er verkehrt viel mit Emigranten, die hier ein wenig beneidenswertes Dasein führen. Er meint, daß sie

* Napoleon hat damals und auch später mit dem Gedanken gespielt, eine Truppenlandung in England durchzuführen. Wie er später in seinen Memoiren schilderte, wollte er mittels einer riesenhaften Bootsflottille 160000 Mann innerhalb weniger Stunden über den Kanal von Dover zur britischen Küste transportieren und mit dieser Armee nach fünf Tagen vor London erscheinen. Noch in den Jahren 1803 bis 1805 wurden ernsthafte Vorbereitungen getroffen, die Napoleon erst beendete, als der Feldzug gegen Österreich 1805 und gegen Preußen 1806 seine Kräfte auf dem Kontinent in Anspruch nahm. Die Stoßrichtung des napoleonischen Angriffs von England auf andere europäische Staaten abgelenkt zu haben, gilt als politische Meisterleistung des damaligen britischen Ministers William Pitt d. J.

„sich ersäufen können, wenn die Franzosen auch dieses Land einnehmen sollten, denn die meisten sind vor ihnen geflohen oder von ihnen verjagt.“

Schon jetzt muß auf Verlangen der Franzosen jeder Fremde sich melden, die Pässe untersuchen zu lassen, damit abgeschoben werden kann, wer den Franzosen als anrüchig oder gefährlich erscheint. Arndt selbst wird dreimal zum Kommissariat vorgeladen und muß immer wieder unverrichteter Dinge von dannen gehen, „obgleich mir die Zeit dort nicht lang ward“ – er ist gerne mitten im Menschengewühl, um zu beobachten, Typen aus den verschiedensten Ländern zu studieren. Solche Kenntnisse kommen ihm später in seiner akademischen Laufbahn, aber auch im politischen Kampfe sehr zugute. Schließlich besticht er die Wache. „Glücklich bekam ich ohne Schwierigkeit, als ein Deutscher, meine Sicherheitskarte.“ Hier hören wir zum ersten Male, daß er sich als Deutscher bezeichnet – immer noch ist er schwedischer Staatsangehöriger.

Voll Mitgefühl betrachtet er die Armen und Ärmsten, die ohne Heimat hin und her getrieben werden.

„Die Zeit ist gewaltig, aber die Menschen sollen menschlich und barmherzig sein. Wie viele wären gerne in ihrem Vaterlande geblieben, wenn nicht Schrecken und Gewalt, oder gar Verbannung sie daraus verjagt hätte?“

In den fünf Wintermonaten, die er in Florenz verbringt, genießt er nicht nur die schöne Stadt und das lebhafte Volkstreiben. Er beginnt auch seinen allgemein politischen Standpunkt zu verdeutlichen:

„Sollte man nicht eine bessere Zeit hoffen? Sollte nicht Ordnung aus all der Verwirrung und Schönheit aus dem Gären der Elemente hervorgehen? Die Fürsten müssen wieder Menschen, und die Untertanen, die nichts sind, Bürger werden. Sonst ist kein Heil für Europa.“

Der Plan, weiter nach Süden zu reisen, um Rom – das Ziel aller deutschen Italienfahrer – zu besuchen, muß aufgegeben werden. Neue Kriegswirren kündigen sich an. Auch die Lage in Deutschland nimmt an Spannung zu. Arndt wendet sich wieder nach Norden. Den Arno entlang kommt er nach Livorno. Auch hier wieder, diesmal in den Kaffeehäusern eine buntgewürfelte Mischung von französischen Soldaten, Emigranten, Bauern – alle in der Erregung geschehener und weiter erwarteter Umwälzungen. In Pisa spiegelt sich die Zeit im Studentenleben der dortigen berühmten Universität. Er findet im Vergleich zu Halle und Jena, daß „Duelle und blutige Raufereien nicht Sitte" sind, „wohl aber Lärmen und Tosen und Gesang durch die nächtlichen Gassen". Er wandert durch die Stadt, und da er jetzt das Italienische gut beherrscht, horcht er aufmerksam auch unter das Volk.

In lebendiger Schilderung berichtet er von einer Szene, die er beim nächsten kurzen Halt in Lucca erlebt. Dort darf er nur zwei Tage bleiben – man traut dem Fremden nicht.

Als er im „Roten Löwen" endlich eine Bleibe gefunden und sich an den Tisch gesetzt hat, um zu schreiben, vergeht ihm dies gar schnell wegen des Lärms und Jubels in der großen Wirtsstube. Da trifft er eine sehr gemischte Gesellschaft: Französische Offiziere und Soldaten, junge und alte Demokraten, Nationalgardisten und neugebakkene Bürger der Demokratie, „die sich ohne Umstände einmischten; das muß man im Reiche der Gleichheit um der übrigen Unterhaltung willen schon ertragen". Nach dem Essen steht ein junger Mann auf und deklamiert die Revolutionsrede, die am Tag zuvor unter dem Freiheitsbaum auf dem Marktplatz gehalten worden war. „Darüber gab es Bravos an den falschen Stellen von den kleinen Gaunern", die jetzt auch mit am Herrentische sitzen

dürfen. Arndt muß schließlich zwischen diesen und den Franzosen den Dolmetscher machen, „weil ein Franzose selbst in Jahren nicht eine fremde Sprache lernt oder lernen will".

Er erzählt weiter:

„Ein junger Bursch setzte sich dazwischen und blies uns frech den Rauch ins Gesicht. So blind greift und tappt man zuerst in die Gleichheit hinein und die Gebildeteren müssen es schon tragen, obgleich es keine größere Ungleichheit gibt, als die der Kultur, die bei allem Civismus und Patriotismus einige Scheidewände zwischen Menschen und Menschen setzt. Man sah hier, wie jeder sich zu der Gesellschaft und Unterhaltung hielt, die für ihn paßte..."

„Auch dieser kleine Staat von Lucca hat endlich in den Strudel hinein gemußt, der ganz Italien von einem Ende bis zum andern umkehrt . . . Man bildet dem Volke ein, es von der Tyrannei befreit zu haben, nennt jeden Lump einen Bürger und Freien, ein Glied des souveränen Volks und was man nicht alles erfunden hat, die Ohren und Herzen zu kitzeln . . . Rechtliche Leute wissen wohl, was sie für einen Tausch getroffen haben, und was die Franzosen mit dieser Demokratisierung wollten."

Arndt findet, dieses Lucca sei bisher ganz glücklich gewesen, weil es sich in allen Zeiten frei von den mächtigen Nachbarn habe halten können und das darum auch eine gute Regierung hatte. In einem Wappen führte es seit altersher das Wörtchen Libertas (Freiheit):

„Zu den Schnurrigkeiten gehört, daß man auf dem Domplatz auf der Vorderseite der Kirche in dem Wappen der Stadt die alte Inschrift Libertas neuaufgekratzt hatte; wenn man auch den alten Geist und die alten Menschen so aufkratzen könnte, so wäre es ein herrliches Ding um das Demokratisieren!"

Die Schattenseiten der Revolution mahnen deutlich genug:

„Man möchte rasend werden, wenn man es menschlich betrachtet! Wo bleiben die hohen Gefühle für Freiheit und Vaterland, wenn man um Fleisch und Brot schreien muß?"

Er nimmt immer entschiedeneren Anteil an allen Geschehnissen, er ist freilich auch ehrlich genug, über die französischen Soldaten wohlwollend zu schreiben:

„Was übrigens die französischen Truppen betrifft, welche für die Sünden der Deputierten und Kommissarien nicht können, so haben sie allgemein den Ruhm und das Ansehen ordentlicher und wackerer Menschen und keine Spur des Sansculotismus* mehr an sich. An den Offizieren gefällt die Feinheit und Gewandtheit der Nation und ein gewisser Ernst, den man im Kriege erwirbt und der einen Soldaten vorzüglich kleidet. Die Soldaten sehen alle brav aus."

Seinen grundsätzlichen Standpunkt zu all den neuen Eindrücken findet er bald mit dem schönen Wort:

„Es gibt nur eine Gleichheit, die vor dem Gesetz; das Volk, das die am reinsten hat, ist das freieste."

Das klingt schon wie ein politisches Programm.

*

Die Zeit geruhsamen Wanderns und überlegenden Beobachtens geht zu Ende. Die Nachrichten aus dem badischen Städtchen Rastatt, wo noch über die bereits geschehene Abtrennung des linken Rheinufers verhandelt wird und aus dem Streit der Fürsten sich eine neue Koalition gegen Napoleon entwickelt, werden immer ernster. Arndt muß eilends aufbrechen, um nicht etwa einen allgemeinen Krieg in Italien zu erleben. Sein Plan geht dahin, über Genua nach Frank-

* Sansculotismus: Die Revolutionäre des sogenannten Dritten Standes wurden in Paris zunächst „Sansculoten" (wörtlich: Ohne-Hosen) genannt; unter „Sansculotismus" verstand man später die Gesinnung der extremen Revolutionsmänner.

reich zu reisen; sein schwedischer Paß macht dieses Abenteuer auch für den Fall möglich, daß es – wie es dann wirklich geschieht – zu einem neuen deutsch-französischen Krieg kommt.

Immer gründlicher erfährt er die Wirklichkeit der Revolution, die ein Jahrzehnt vorher in Frankreich begonnen und nun ihr letztes Stadium erreicht hat. Auf dem Wege nach Genua spricht er einen langen Abend mit einem französischen Offizier, der ihm als Fanatiker gegenübertritt, sich immer noch auf der Aristokraten-Jagd fühlt und mit starken Worten verkündet:

„Ohne Schrecken können Freiheit und Gleichheit nicht bestehen (ein Grundsatz, der mir Schauder durch den Leib jagte); dies ist die große Stütze des Gesetzes. Freilich, dachte ich, wenn das Volk ohne Sitten und Redlichkeit und bürgerliche Tugenden ist."

Arndt's ursprüngliche Sympathien für die Revolution kühlen immer stärker ab, je mehr er sich Frankreich nähert. Da erlebt er in Genua, wie die Besitztümer der Geflohenen versteigert werden und der französische Kommissar die eingehenden Gelder einstreicht, die nach der Erklärung der französischen Regierung doch eigentlich der Nation gehören sollten.

„Aber die Franzosen sind von jeher gute Financiers gewesen und wissen die Dinge und Begriffe fein zu vermischen und machen nicht viele Umstände mit dem souveränen Volk, wenn es auf Gelder ankommt, damit es nicht vergesse, wem es seine Sovranità verdanke."

In Genua fällt ihm ferner auf, daß die Menschen dort

„eine angenehme Lebhaftigkeit und Geschmeidigkeit im Äußeren haben und sich hierin sehr den Franzosen nähern, besonders jetzt, wo alles so sehr nach französischem Zuschnitt eingerichtet und gemodelt wird. Man sieht es vielen an, daß sie gern französisch sein und scheinen möchten."

„Aber man sieht es auch allen an, daß sie sich in ihren neuen Zustand nicht zu finden wissen, weil sie ihn so stark fühlen. Was ich wirklich besitze, dessen bin ich mir kaum bewußt, nur was leicht an mir klebt, oder angeklebt ist, springt immer hervor und hat das Jucken, sich immer bemerkbar zu machen. Man trägt hier die Freiheit noch stark im Schritt und in der Gebärde zur Schau und möchte gern durch Nachäffung der Franzosen bis auf die geringste Kleinigkeit so scheinen wie sie."

Und in anderem Zusammenhang meint er deutlich genug:

„Bei einem Charakter, der so fest steht als der italienische, wirken fremde Sitten so schnell nicht, besonders wenn sie von einer fremden Nation kommen, die man doch immer haßt, wenn sie herrschen will ... Italiens Charakter wird sich nur bessern, wenn die Nation einmal wieder herrscht, wenn sie je so glücklich ist, ein Volk zu werden und sich der Fremden erwehren kann."

Die „goldene Hoffnung einer Wiedergeburt der ganzen Menschheit" ist auch verflogen, „man ist viel betrogen worden, weil man mehr gehofft hat, als zu erwarten war". Es bleibe eben das Wort wahr: „un peuple n'aime que lui même: Ein Volk liebt nur sich selbst."

Er fügt eine Reihe kritischer Bemerkungen an:

„Ein Volk wie die Italiener und Deutschen, die diese Nationalliebe nicht haben und sich nach den Farben und Stammbäumen von hundert Fürsten auf Befehl lieben und hassen und totschlagen, ein solches Volk ist zur Unterdrückung reif und sei es das bravste und tapferste."

„Wenn der Deutsche in der Regel nicht so kriechend ist aus Interesse wie der Italiener, so ist er es mehr aus Bequemlichkeit. Er findet, weil er keine stehenden äußeren Sitten hat, es nicht so unbequem, sich Feinden anzuschmiegen und denen, die einmal die Herren sind, auch darin zu Gefallen zu leben."

*

Die Weiterreise wird immer schwieriger. Nach stürmischer Seefahrt in Nizza eingetroffen, wird er aufgehalten, da er als Fremder zur Weiterfahrt einer Genehmigung der Pariser Behörden bedarf. Schon auf See hat er den Seufzer ausgestoßen:

„Ich hütete mich immer, meine Deutschheit an den Tag zu legen und wickelte mich steif in meine Schwedenhaut ein; denn die Franzosen achten die Deutschen jetzt nicht", und er meint: „O, möchte man rufen: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!"

Möge aus unseren Gebeinen der Rächer entstehen!

Er muß also nun seinen schwedischen Paß einschicken und warten. Was ihm zunächst als eine Strafe erschien, wird mit der Zeit ein interessanter Aufenthalt. Nizza gehörte bis vor kurzem noch zu Piemont und ist erst jetzt französisch geworden. Die Grenze bringt viel Verkehr und unterschiedliche Eindrücke. Sogar eine Wahl erlebt er mit – etwas ganz Ungewöhnliches für den Sohn Rügen's: er hat sich als Idealist die Sache anders vorgestellt und ist enttäuscht:

„Ihr glaubt nicht, was hierbei für Menschlichkeiten vorgehen. Alles steckt voll von Spionen, Anzettlern, Geldausbietern, die mit Worten und Schmeicheleien, mit Bestechungen und Drohungen es so gut zu machen wissen, daß die Regierung gewöhnlich ihren Zweck erreicht, lauter Schafsköpfe oder Schurken, wie sie, zu Repräsentanten zu bekommen. . . So gewinnt man die Guten durch Furcht, die Schlechten durch Geld und Gleichheit der Gesinnung. Ich schämte mich nicht, daß ich geirrt hatte, sondern daß der Mensch so ein schlechtes Tier sein und mit dem Schönsten und Heiligsten spielen kann."

Er gewinnt den Eindruck, daß die Abgeordneten-Mandate mit den unerfreulichsten Mitteln Leuten zugeschanzt werden, die der Regierung bequem sind. Und daß eine allgemeine Spitzelei jeden zu einem möglichen

Opfer der Justiz machen kann, denn eine Verletzung der „immer neu hervorsprudelnden Gesetze, die keiner mehr kennen kann“, ist leicht erwiesen.

Nizza ist auch der Sammelpunkt für die „Konskribierten“, die hier ohne Schuhe und Uniformen, wie sie von Hause weggeholt wurden, durchgeschleust werden; Nizza ist der Ort, wo die Kranken und Verwundeten gesammelt werden, Nizza ist aber auch das Barometer für das Auf und Ab des Kriegsglücks in Italien. Wenn die Kommissare, Administratoren, Kaufleute, Antiquare und Künstler zurückfluten mit ihrem Anhang und Troß geraubter Wertstücke, dann ist es schlecht bestellt, wenn sie wieder nach Italien hineingehen, dann steht der Krieg günstig für die Franzosen.

*

Im Mai darf Arndt die Reise endlich fortsetzen. Es gehörte Glück dazu: denn inzwischen hat der Rastatter Gesandtenmord* stattgefunden, der zweite große Koalitionskrieg war ausgebrochen und führte zunächst zu Anfangserfolgen der Österreicher. Die französischen Armeen mußten am Oberrhein zurückweichen und wurden bei Zürich geschlagen. Während dieser Ereignisse ist Arndt in Südfrankreich unterwegs. Es geht über Cannes nach Frejus. Immer noch diskutieren die Franzosen lebhaft über die Revolution:

„Ich hatte allerlei Revolutionsgespräche mit meinem Kurier, der Maurer, Protestant, Demokrat und Gott weiß,

---

* In Rastatt hatte seit 1797 der Kongreß getagt, der die Abtrennung des linken Rheinufers und die Entschädigung der beeinträchtigten Fürsten regeln sollte. Er endete mit einem schrillen Mißklang. Als die drei französischen Gesandten am 24. April 1799 die Stadt verließen, wurden sie von einer österreichischen Heeresabteilung – Szekler Husaren – überfallen, und zwei von ihnen erschlagen, während der dritte schwer verwundet entkam.

was noch alles mehr, aber im Ganzen doch ein gescheiter Kerl war. Auch er behauptete mit vielen deutschen Journalisten und Almanachisten, die Freimaurer und Illuminaten hätten die Revolution gemacht... Als wenn eine Revolution sich so leicht machte."

In den tagelangen Postkutschengesprächen werden natürlich die neuesten Ereignisse ausgiebig erörtert. Es freut ihn zu hören, daß die Deutschen „recht wacker" seien, als Feinde und Freunde, aber sie seien doch keine Franzosen.

„Ich unter meiner Schwedenmaske – denn wer wollte als Deutscher reisen, da dieser Name, nicht durch die Schuld des Volks, stinkend ist? – wusch ihnen denn die Köpfe, ward aber oft zu sehr ein Deutscher, und machte sie dann stumm und verdrießlich."

In Lyon angekommen findet er, diese schöne Stadt sei

„durch die Revolution mehr als irgend eine mitgenommen worden. Es war eine Zeitlang ein Verbrechen, ein Mensch zu sein, und ein größeres, ein reicher Mensch zu sein. Beides und einige Anhänglichkeit an das alte System war die unverzeihliche Schuld dieser Stadt. Wenige der Reicheren und Angeseheneren entgingen der Wut der republikanischen Tiger. Ein ewiges Denkmal des Ungeheuren wird es in der Geschichte unserer Zeit bleiben, daß die Stellvertreter einer großen und edlen Nation darüber dabattieren konnten, ob man die zweite Stadt des Reichs bis auf den letzten Stein zerstören und ihre elenden Bewohner anderswohin pflanzen solle."

Es sind Zeitzeugnisse die hier Arndt ausspricht, fast meint man, er habe im 20. Jahrhundert gelebt.

Die Weiterreise vollzieht sich teilweise zu Schiff; an einer Brücke in Macon trifft er gefangene Österreicher:

„Kaum konnte ich mich vor Freuden halten, als ich die süße Sprache des Vaterlandes, selbst im österreichischen und mährischen Dialekt noch süß, nach langer Zeit wieder vernahm."

Daß das Volk freundlich zu den Gefangenen war, die Wirte ihnen Wein, den herrlichen Burgunder, brachten, und Frauen und Mädchen sich nicht scheuten, sich mit den französisch sprechenden Offizieren zu unterhalten, beeindruckt ihn sehr: „O Menschlichkeit, ein solcher Anblick von Dir macht auf Tage alles Blut vergessen, was in Strömen fließt."

In Chalons sur Saone wird das Schiff verlassen. Es geht durch Weinland, Chagny und Beaune werden passiert. Über Auxerre gelangen sie in die Champagne. Immer wieder macht er seine Betrachtungen über die Menschen, die Trachten und die Landbebauung. Sie kommen nach Sens. Wieder muß er an seine Deutschen denken, als ein Gefangener in den Fluß springt, um einen Franzosen zu retten. Bei den Posthaltern und Postillions fällt ihm auf: „bessere als die französischen habe ich nicht gefunden". Sie seien sogar bereit, einmal ein Glas Wasser oder ein Glas Bier dem Fremden unentgeltlich mit freundlicher Miene zu geben: „Das wird der Deutsche nie tun. Er gibt nur gern G r o ß e s umsonst."

Schließlich nähert sich das langsame Fahrzeug der französischen Hauptstadt. Von weitem erblickt er die Kuppel des Pantheon, bei Charenton geht es über die Marne und um 2 Uhr nachmittags am 26. Mai halten sie vor dem Büro der Postkutschen-Verkehrsgesellschaft. Er ist mitten im Krieg in Paris.

*

Arndt erlebt die französische Hauptstadt in einer merkwürdigen Zwischenzeit:

„Wie der Glanz des alten Paris gegen den jetzigen sich verhält, und das vormalige Leben gegen das heutige, darüber kann ich nichts sagen und muß der Erzählung der Leute glauben, die den Unterschied groß angeben. Eben-

sowenig weiß ich, wie die alten Pariser vor der Revolution lebten, aber das weiß ich, daß mir die jetzigen sehr gefallen."

Die Klagen, daß es früher besser und weniger grob zugegangen sei, kann er nicht verstehen, weil ihm auch so noch die Franzosen viel feiner und gesitteter erscheinen als die Deutschen.

Auch politisch erlebt Arndt ein Paris „zwischen gestern und morgen":

Der zweite Koalitionskrieg der verbündeten europäischen Mächte gegen das revolutionäre Frankreich hat zwar begonnen, er wird aber erst nach Jahresfrist zu Entscheidungen führen. Der große Mann der nächsten Zukunft, Napoleon Bonaparte, befindet sich noch fern vom Schauplatz – er ist mit seinem ägyptischen Unternehmen beschäftigt, glaubt immer noch England bei den Pyramiden überwinden zu können. Erst im Herbst 1799 wird er durch den Staatsstreich vom 18./19. Brumaire (9./10. November) die Macht in Frankreich an sich reißen. Während der drei Sommermonate, die Arndt in Paris verbringt, durchstreift er die große Stadt an der Seine nicht nur in allen ihren Schönheiten – er besucht Museen, Kirchen, auch öffentliche Versammlungen und Lustbarkeiten – oft finden wir ihn als Zuhörer in der Gesetzgebenden Versammlung. Obwohl ihm Lucien Bonaparte imponiert („Er zeichnet sich durch seine vorteilhafte Bildung ebenso sehr aus, als sein ägyptischer Bruder unansehnlich und schlecht gebaut sein soll"), sind seine Eindrücke insgesamt enttäuschend.

War unter Mirabeau die Versammlung oft groß und fürchterlich, und die zweite Versammlung (1792–1795) schrecklich und zerstörend, aber gelegentlich auch bedeutend und erhaben, so ist sie nach Robespierres Tod so etwas wie ein Gaukelspiel geworden. Große Talente fehlen. Und das Volk fängt an zu murren, die Unruhen wach-

sen und die Niederlagen der Heere bringen Unsicherheit. Die Jakobiner erheben wieder ihr Haupt, und man hört eine allgemeine Klage nach dem starken Mann. Der Rausch der Revolution ist verflogen.

Am Jahrestag des Sturzes von Robespierre hört er im Rat der Fünfhundert sagen: „Damals zitterten die Menschen vor der Guillotine, jetzt zittern wir feiger und niederträchtiger vor dem Golde, das wir uns gesammelt, vor den Stellen, die wir uns erschlichen haben; denn der Reichtum ist ein feiges und schweres metallisches Übel. Die Meisten von uns sind feig und dienen dem Interesse anderer. Das Volk argwöhnt, daß wir Verbrecher sind, weil wir die Schurken und Betrüger die Vorteile ihrer Verbrechen genießen lassen." So beklagt sich der Abgeordnete Arena, und der Abgeordnete Briot sagt:

„Der Tag ist schön, den wir als einen Tag der Menschlichkeit und Freude feiern, aber er würde schöner sein, wenn wir die Freiheit hätten, wovon man soviel spricht." Arndt begreift die Worte als sehr erstaunliche Bilanz einer zehnjährigen Revolutionsperiode – und er untersucht angesichts dieser Erfahrung den Freiheitsbegriff von 1789 mit skeptischer Ironie:

„Nach einem neuen System des Völkerrechts plünderte man Nationen, um sie frei zu machen, und machte sie frei, um sie zu plündern . . ."

Aber er ist sich auch über die Kräfte klar, die in Frankreich geweckt worden sind:

„Das demokratische System ist mehr als ein anderes zur gewaltigen Energie geeignet, wenn es gleich selten eine lange Dauer behauptet hat. Das eine Wort, jeder Bürger ist ein geborener Soldat seines Vaterlandes und muß fechten, wann es nötig ist, macht eine Nation von 24 bis 30 Millionen Menschen mobil, und wie soll eine anders eingerichtete Verfassung dem Drucke begegnen, den eine Million Krieger machen kann?"

Es ist die Idee der allgemeinen Wehrpflicht, die Arndt schon damals fasziniert. Hätte man dieses Prinzip zu Hause, in Österreich und in Preußen rechtzeitig in seiner Bedeutung erkannt – niemals hätte Napoleon seine großen Erfolge in Deutschland erringen können!

Er bleibt freilich nicht an der Oberfläche haften; der Unterschied zwischen dem erwachten französischen „Volksgeist", wie er ihn nennt („er lebt bei jeder edlen und großen Nation, die sich ihrer Unabhängigkeit versichern kann") und den deutschen Verhältnissen wird ihm schmerzlich klar; er fragt, wofür die Engländer sich so brav schlagen, und antwortet: „um ein Volk zu bleiben und ihren uralten Nebenbuhlern nicht unter die Füße zu fallen". Wodurch waren die Schweden so groß und gefürchtet: „Weil sie den Stolz und Sinn eines Volkes haben. So ist der Russe am baltischen Meer nicht gleichgültig, wenn der Türke am schwarzen Meer plündert." Aber, und nun kommt das große Aber bei der Betrachtung der Deutschen. „Wie mancher Deutscher an der Ostsee und Nordsee liest es als eine gleichgültige Neuigkeit, daß die Fremden Süddeutschland mit verheerenden Waffen durchziehen." Und er gibt die Antwort, die wohl noch immer ihre Gültigkeit hat:

„Weil der Nationalgeist fehlt, ist ein Volk von dreißig Millionen Menschen der Spott Europens geworden."

*

Am 9. August 1799 – unmittelbar vor Bonapartes Rückkehr aus Ägypten, kurz vor der Ablösung der Periode der französischen Revolution durch die napoleonische Ära – verläßt Ernst Moritz Arndt in der Postkutsche die französische Hauptstadt und kehrt über Brüssel, Lüttich, Aachen nach Norddeutschland zurück. Das Abenteuer in der Fremde ist beendet, ein größeres steht bevor.

Die Deutschen und die Franzosen

Bevor der Bericht weiterschreitet und in die Ereignisse übergreift, die nun bald ganz Europa bewegen, seien zusammengefaßt noch einige der interessantesten Bemerkungen wiedergegeben, die der dreißigjährige Arndt während und unmittelbar nach seiner großen Reise über die Deutschen und die Franzosen niedergeschrieben hat. Man muß diese ruhigen, freundschaftlichen und treffenden Ansichten kennen, wenn man beurteilen und bewerten will, was Arndt in den darauf folgenden anderthalb Jahrzehnten auf dem Felde des politischen Widerstands gegen die Fremdherrschaft und des Aufrufes zur Befreiung geleistet hat.

„Man weiß die Meinung, welche die meisten Franzosen noch immer von uns Deutschen haben; es ist die, welche vielleicht vor hundert und fünfzig Jahren galt, und welche jetzt nur noch bei einem Teil unseres Volkes zutrifft.

Ich behielt immer meine Maske als ein geborener Schwede vor, denn die Schweden schätzen sie als wackre und tapfre Männer, und als alte Freunde. So habe ich den doppelten Vorteil, daß ich mit ihnen streiten kann über die Deutschen, und ihr Urteil und oft mein eigenes berichtigen; denn oft schon habe ich gefunden, daß sie nicht so ganz über uns im Irrtum sind. Unsere Laster und Gebrechen, als da sind Völlerei, Trunkenheit Verdrossenheit bei Kleinigkeiten, Schwerfälligkeit des Körpers, Grobheit sind zum Sprichwort bei ihnen geworden. Und noch immer glauben viele, es sei unmöglich, daß ein Deutscher ein liebenswürdiger Gemahl und ein unterhaltender Ge-

sellschafter sein könne. Man hält einen ‚Allemand' noch immer für einen besoffenen und zanksüchtigen Grobian, der gleich mit der Faust zuschlägt, wo der Franzose mit einem witzigen und spitzigen Worte die Sache abtut, oder der wenigstens über eine Kleinigkeit endlos disputieren und murren kann. In der Regel halten sie uns zwar für ehrlich und brav im Leben wie in Schlachten, aber doch meinen sie, sei ein Franzose ein Wesen, das schon weit mehr Ehrgefühl und Humanität besitze. Unsere Bescheidenheit dünkt ihnen Kriecherei, unsre Derbheit Bäurischkeit, und werden es beide nicht oft?

Haß ist übrigens gegen die Deutschen nicht wie gegen die Italiener; man findet sie bloß zu langsam und langweilig, zwei Dinge, die gerade die Antipoden der französischen Leichtigkeit sind."

Kritisch untersucht Arndt den üblichen deutschen Einwand, „der Franzose verspreche viel und halte wenig, aber der Deutsche halte, was er verspricht":

„Ich glaube: Der Franzose sagt gerne jedem etwas Süßes und Liebes, was man nicht immer wörtlich, sondern als eine hübsche Formel des geselligen Lebens zu nehmen hat. Wir Deutschen sprechen da kurz weg, er schmeichle und betrüge; und doch gelten die Franzosen unter den Nationen Europens für eine der offensten und freimütigsten; wodurch haben sie sich dies verdienen können? . . . Auch der Franzose hält in der Regel, was er verspricht, dies habe ich wenigstens gefunden, aber er verspricht nicht immer, wann er freundlich spricht und verbindlich."

Die Waagschale des Arndt'schen Urteils neigt sich unvermeidlich immer mehr zu Gunsten der Franzosen, denn er kommt auch auf das Gebiet der Höflichkeit zu sprechen und hält seinen Deutschen energisch vor:

„Der Franzose, wie liebenswürdig ist er dagegen! Kaum, daß er halb vernimmt, was ein Fremder ihn fragt, oder von ihm will, so fliegt er mehr voran als daß er geht,

fragt selbst andre, so er's nicht weiß, fordert andre auf, einen kleinen Dienst zu tun, so er es selbst gerade nicht kann, und würde sich schämen, für solche liebe Gefälligkeiten mehr als einen schönen Dank zu begehren. Er ist schon munter und tätig im Antworten und Helfen, wenn der Deutsche kaum seine Mütze ein wenig gelüftet hat..."

„Alle jene kleinen Dienste und Artigkeiten, die dem Leben so viel Gefälliges geben, alle die kleinen Aufmerksamkeiten und Schonungen, welche der Fremde nie bezahlen kann, findet man hier, und kann es sich wohl gefallen lassen, die Eitelkeit und Einseitigkeit des Franzmannes dafür wieder entgegen zu nehmen. Wenn der Franzose Dir tausendmal mehr verspricht, als er selbst meint, so gibt er Dir dafür unaufgefordert vieles, was derjenige nie tun wird, der nichts verspricht, und Kleines nie, Großes oft edel leistet. Solche Kleinigkeiten des äußern Lebens hält der Deutsche der Mühe nicht wert..."

„Der Franzose glaubt nie ein Recht zu erhalten, grob und unhöflich zu sein, auch wenn es um sein Geld geht; er bittet, wo er fordern könnte, er empfängt als eine Gabe der Freundschaft und Gefälligkeit, wofür er sein bares Geld hinlegt; er vergißt nie, daß hier die Pflichten der Feinheit und Urbanität nicht aufhören... In keinem Erdstriche findet der Fremde ein solches Volk für die Gesellschaft und das Leben; in keinem Erdstriche wird er so schonend behandelt und so liebend aufgenommen; nirgends findet er sich so frei und nach seinem Gefallen als gerade hier... Der Deutsche, der von der Feinheit der Franzosen in der Ferne hört, denkt sich darunter einen Zirkel von Formeln, Komplimenten und Zeremonien... Nein, die französische Eleganz und Urbanität ist so etwas Feines und Freies, daß sie dem groben Takt manches Deutschen auf immer entflieht und er endlich von den Franzosen nichts weiter zu sagen weiß, als daß sie hüpfende Gecken und eitle, schmeichlerische Narren und Betrüger sind."

Die deutsche und die französische Literatur ist nicht reich an solchen Zeugnissen ehrlichen Bemühens um ge-

genseitiges Verständnis. Geradezu beschwörend wendet sich Arndt in seinen Betrachtungen abschließend an Frankreich:

„Gib ihm zu seiner Liebenswürdigkeit Reinheit der Sitten, gib ihm den Frieden und den Schutz weiser Gesetze; aber bewahre es vor dem Geist der Eroberung und Herrschaft, der es selbst und andre elend machen würde! Dies ist mein Gebet für euch, geliebte Franzosen. Ihr habt eure Mängel, und ihr könnt sie keinem verbergen; aber eure Sitten sind gemacht, die Erde zu mildern und zu beglücken, wenn sie nicht durch das Schwert zu den Nationen gebracht werden."

Wenn sie nicht durch das Schwert zu den Nationen gebracht werden!

*

Noch am Ende seiner großen Reise erlebt Arndt freilich die Franzosen genau so, wie er sie nicht haben will: als Besatzungsherren im deutschen Koblenz. Da allerdings schwillt ihm sofort die Zornesader:

„Ich habe in Frankreich einige Franzosen verabscheut, die meisten beklagt, viele geschätzt und einige geliebt; hier lerne ich sie hassen als Feinde und Verderber meines Volks, und kaum kann ich einen mehr sehen, daß mir das Blut nicht heiß in die Wangen aufkocht. Und diese predigen uns das Gesetz und Freiheit und Gleichheit."

Schon damals sieht er voraus, was vierzehn Jahre später deutsche Wirklichkeit sein wird:

„Wenn solches alles eine Nation ohne Murren leiden kann, und ohne endlich fürchterlich auszuschlagen, so hat sie den Namen und die Ehre eines Volks verwirkt."

Inzwischen werden die Franzosen versuchen, ganz Europa unter ihre Kontrolle zu bringen. Wie Arndt sich schon aufbäumte, als er die Besatzungstruppe im Rheinland ihr Unwesen treiben sah, so wird er sich wehren

gegen die viel größere Gefahr, die am Himmel aufzieht, die Napoleon heißt und in wenigen Jahren über Deutschland hinwegbrausen wird.

Die Franzosen in ihrem Lande: Ja! Als Eroberer und Herrscher am Rhein, an der Elbe, an der Donau: Nein, Nein und nochmals Nein!

Der Dozent und die Leibeigenschaft

Es ist bezeichnend für das Deutschland von damals: der zweite Koalitionskrieg mit Frankreich ist voll im Gange, die großen Niederlagen des Jahres 1800, die die französischen Heere fast bis an die Tore Wien's führen, stehen noch bevor – aber Arndt's pommersche Heimat ist völlig unberührt. Sie gehört immer noch zu Schweden und Schweden ist „neutral", während sich Europas Schicksal für mehr als ein Jahrzehnt entscheidet.

Auch Arndt's Weg scheint zunächst völlig friedlich vorgezeichnet zu sein. Obwohl er auf der großen Reise durch halb Europa und in die Zentren der politischen Auseinandersetzung seiner Zeit reifer, freier und gelöster geworden war, obwohl er sich selber jetzt mehr und mehr bewußt wurde und seinen Weg nicht mehr nur aus dem Gefühl heraus suchte und fand, beruhigte er sich nun scheinbar im bürgerlichen Beruf und in der Stellung eines geachteten Lehrers an einer kleinen Universität.

Er heiratete seine „alte Liebe" Charlotte Quistorp, er gründete in Greifswald einen Hausstand.

Seine Habilitationsschrift lautete, der Zeit entsprechend, recht umständlich: „Historisch-philosophische Erörterung, die einige Gründe aufstellt, mit denen die Zivilisation gegen die Einfälle Rousseaus und anderer verteidigt werden konnte." Verteidigung der Zivilisation gegen die Einfälle Rousseaus! Rousseau war immerhin der Modephilosoph der Zeit, eine Kritik an ihm galt noch als eine Art von Gotteslästerung. Man muß dem jungen

Dozenten Arndt zubilligen, daß er seine Laufbahn als Hochschullehrer mit Mut und mit einer Arbeit begann, die eigene Gedanken verriet.

Schon als Fünfzehnjähriger hatte er sich in das Werk des Genfer Philosophen hineingestürzt. Jetzt aber löst er sich von seinem Einfluß. Er stellt eigene Thesen auf, die uns gerade heute modern anmuten müßten, nachdem wir über anderthalb Jahrhunderte Zeit gehabt hatten, die geistigen Auswirkungen der Französischen Revolution zu überprüfen. Ist nicht auch noch eine Krankheit unserer Tage angesprochen, wenn er Rousseaus Behauptung von der Gleichheit aller Menschen die These von den Unterschieden und verschiedenen Zielrichtungen der Menschen entgegenstellt? Schließlich kündigt sich bereits der Gedanke an, der ihn von da an nicht mehr verläßt: Daß jedes Volk in seinem Volkstum sich entwickeln solle, um erst nach Reife des Eigenen dem Fremden und höheren Zielen sich zuzuwenden.

Noch ist dies alles Andeutung. Noch lebt Arndt im Zwiespalt seiner Herkunft des naturhaft Gewachsenen und der weltbürgerlich-kosmopolitischen Moderichtung.

Beides steht in seinen ersten Werken (der genannten Dissertation und dem großangelegten Rechenschaftsbericht seines in jahrelangen Studien angeeigneten Wissens „Germanien und Europa") noch nebeneinander.

Aber die neue Erkenntnis schwelt bereits und blitzt immer wieder durch, wie eine noch unterdrückte Leidenschaft.

Wer wollte der Jugend solches Tasten und Drängen absprechen?

Aber wie viele gibt es, bei denen es dabei bleibt, deren Feuer im Frost des bürgerlichen Berufs verbrennt?

Dies schien auch dem jungen Universitätslehrer Arndt vorbestimmt zu sein. Doch zunächst griff schon das per-

sönliche Schicksal dagegen ein. Lange hatte er um seine Charlotte kämpfen müssen, bis sie endlich heiraten durften. Aber allzu kurz war das Glück der Liebenden: das erste Kind kostete der Mutter das Leben und Ernst Moritz Arndt seine junge Frau. Wieder steht er allein im Leben. Der kleine Sohn wird zu Verwandten gegeben.

Der Schicksalsschlag hat eine merkwürdige Wirkung auf Arndt: er bemüht sich so lebhaft um die paar Studenten, die in Greifswald studieren, daß er bald der meistgehörte der nur 15 Universitätslehrer ist. Sein Schwung und seine rednerische Gabe entfalten sich. Mit noch einigen jüngeren Dozenten bringt er „Belebung und Erregung in den Greifswalder Schlaf".

Er begnügt sich aber nicht damit, nur seine Lehrtätigkeit auszuüben – „ich begann als Lehrer mit Allerlei, welchem ich kaum gewachsen war" – er bereitete auch Veröffentlichungen vor, die ihn bald über alles Erwarten hinaus bekanntmachen werden.

*

Um zu begreifen, was nun mit Arndt geschah, muß etwas sehr Merkwürdiges berichtet werden: während in Paris die Franzosen ihres Parlamentes schon fast überdrüssig waren, galt auf Rügen und dem schwedischen Vorpommern noch die Leibeigenschaft! Ringsherum gab es sie längst nicht mehr. Im preußischen Teil Pommerns hatte bereits Friedrich der Große sie abgeschafft. Im übrigen Königreich Schweden hatte sie nie gegolten, nur in Rügen und Vorpommern war sie erhalten geblieben.

Es waren mächtige Einflüsse, die für die Verlängerung dieser Zustände wirkten und für einen jungen Universitätslehrer war es ratsam, sich nicht um Dinge zu kümmern, die ihn nichts angingen. Arndt freilich fand, daß ihn der Zustand seiner Heimat schon berührte: „das ist in diesem

Beispiel der Natur in Rügen mir immer ein drückendes Gefühl, daß es nur Herren und Knechte, daß es so gar keine Bauern und also kein Volksglück und keine Volkskraft mehr gibt." Und er entschloß sich, wenigstens publizistisch einzugreifen.

Ende des Jahres 1803 erschien Ernst Moritz Arndt's „Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen". Er geht darin weit zurück und schildert zunächst akademisch die Zustände in allen Ländern und zu anderen längst verklungenen Zeiten.

Schon mit dem Dreißigjährigen Krieg aber kommt er seinem Thema näher. Damals wird das System der Unterdrückung in Pommern und Rügen vollendet, obwohl gerade in jener Zeit in anderen Gegenden das Volk größere Freiheiten erwarb! Hier dagegen wurde das Joch der Knechtschaft um so drückender. „Ganze Dörfer waren verödet und verarmt, die Bewohner verjagt oder ausgestorben, oder ihre Zahl doch bei dem langen Elende verringert." Das Recht des Stärkeren triumphierte, alte Rechtssätze verloren ihre Gültigkeit. Vor dem Dreißigjährigen Krieg gab es noch viele Kauf- und Erbhöfe, worauf der Besitzer Erbbriefe hatte, oder durch Einschießen einer gewissen Summe eine Art Pfand erwerben konnte. Das war nun vorbei. Keiner wußte noch etwas von solchem Recht, oder wenn es ein einzelner noch beweisen wollte, wurde er seiner Rechte beraubt. Die überlebenden Herren setzten sich gegen die verarmten und verhungerten ehemaligen Besitzer durch, „und so konnte jenes freiere Verhältnis nicht bleiben".

Nach solcher einleitenden Betrachtung ist Arndt endgültig beim Thema. Er schildert knapp die Zustände, wie er sie in damaliger Gegenwart noch antraf:

„Uneheliche Kinder, auch von Freien geboren, sind leibeigen, wo sie geboren."

„Wer seine Freiheit verkauft hat, wer von Leibeigenen geboren, wer Knechtisches getan und gelitten und zu Bauerrecht gewohnt hat, ist leibeigen."

„Wenn einer in der Not sich leibeigen gemacht, werden auch die Kinder künftig auf ihre verschenkte Freiheit keinen Anspruch machen können."

„Das Weib folgt dem Mann, die Kinder dem Vater."

„Bauern werden verkauft mit dem Gut, wozu sie gehören."

So weit ist die Zeit schon reif, daß es genügt, das alles offen auszusprechen, um vor der breiteren Öffentlichkeit als Ankläger zu erscheinen.

Politisch schwieriger ist, daß Arndt sich auch gegen das Königshaus wendet, dort wo es eine Schuld trifft, nicht ohne allerdings einzuwenden, daß es den allergeringsten Anteil daran hat. Es geht ihm ja nicht darum, einen Stand oder eine Gruppe anzuklagen, sondern er zeigt sich als der Mann der Freiheit, der jetzt das heiße Eisen anpackt, da ihm notwendig erscheint, zu sagen, was zu sagen ist. Was kümmern ihn Fürsten oder Gutsherren, ihm geht es um eine neue Ordnung, die für seine Heimat geschaffen werden muß. Da nach dem Dreißigjährigen Kriege sein Heimatland schwedisch geworden ist, weil die Machtverhältnisse es so bestimmten, wirft er auch seinen Bann auf die schwedischen Könige, insoweit sie die Zustände in Pommern und Rügen geduldet oder gefördert haben.

Sein Hauptstoß richtet sich allerdings gegen die Herrschaften und Herren seiner Heimat, denn es sei nicht etwa besser geworden in der neueren Zeit, im Gegenteil, jetzt bemühten sich die Junker noch mehr, arme Leute unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Gerade nachdem der Siebenjährige Krieg neue Öde und Leere hinterlassen hatte, war es den Herren und Gutsbesitzern noch leichter, ihre Güter abzurunden und das „Bauernlegen" zu exerzieren. Der Mangel an Arbeitskräften war das Problem aller großen

Güter, die Herren suchten daher die Bauern mit allen Mitteln an den Boden zu binden, um sie sich dienstbar zu machen.

Jetzt gab es Gesetze gegen die Auswanderung, Spitzel und Häscher wurden angesetzt gegen jeden, der sich von diesem Zwang befreien wollte. Jetzt war eigentlich erst die Leibeigenschaft richtig vollendet.

Das Land war damals durch den erhöhten Getreidebedarf der kriegführenden Länder in eine Konjunktur geraten, wie man heute sagen würde. Arndt stellt fest:

„Je höher der Ertrag der Äcker geworden ist, desto mehr hat man geeilt, die Bauerndörfer zu zerstören und Höfe und Vorwerke daraus zu machen. Dies geschieht noch alle Tage unter unsern Augen."

Er unterstreicht das mit Beispielen:

„Wenn ein Dorf gekauft ist, muß der Bauer ausziehen, frei mit Weib und Kindern, mit seiner ganzen Habe und mit der vollen Hofwehr, so daß er nur den Acker und die leeren Gebäude dem Herrn läßt."

Man brachte sehr „moderne" Gründe vor: die kleinen Bauernwirtschaften seien unrentabel für das Land und seine Wirtschaft, um der angeblichen Rentabilität willen müßten die Güter so groß wie möglich sein. Als ob das Bauerntum jemals für ein Land und einen Staat nur seiner Rentabilität wegen wichtig gewesen wäre!

Ernst Moritz Arndt schreibt das revolutionäre Wort nieder:

„Wer ist das Mark und Gebein des Staates, wer muß den Pflug in der Not und das Schwert in der Gefahr führen, wer muß das Steuerruder auf dem Wasser, den Spaten in den Tiefen der Erde halten? Es ist der Bauer, der Handarbeiter, der größte und ehrwürdigste Teil einer Nation."

So gesprochen im Jahre 1803.

Arndt schreibt den Gutsherren weiter ins Stammbuch:

„Wo man beständig unter dem größeren Haufen der Nation nur elende Arbeiter sieht, denen die Wege zum Wohlstand versperrt sind, da gewöhnt man sich zu leicht daran zu glauben, es gebe zwei verschiedene Menschenrassen im Staate, von denen die eine durchaus zum Herrschen, die andre zum Dienen geboren sei."

An den Schluß des Buches setzt er schließlich das unerschrockene Bekenntnis:

„Man wird suchen, mich zu verschreien, mir schlimme Dinge beimessen, weil ich schlimme Dinge offenbart habe. Aber wer für seine Wahrheit im schlimmen Fall nicht auch das Schlimmste leiden kann, der ist nicht wert, daß ihm je eine Wahrheit aufgehe."

*

Es blieb nicht bei der Veröffentlichung dieses mutigen Buches, es wurde ein offener politischer Kampf daraus:

„Ich erweckte nun meinen lieben Bruder Fritz, der damals als Tribunalsadvokat und später als Bürgermeister in der Stadt Bergen auf der Insel Rügen lebte, und er trieb durch ordentliche Prozesse einige Edelleute zugunsten der Bauern zu Paaren."

Weil nun einerseits das Bauernlegen munter weiter getrieben wird, andererseits aber die Bauern nicht mehr jede Anordnung der Mächtigeren annehmen, entsteht eine allgemeine Unruhe. Und weil sich andere Herren, die das Bauernlegen und die unrechtmäßige Erweiterung ihres Besitzes nicht mitmachen, weil sie sich nicht mit dem Raub der Freiheit ihrer Mitmenschen belasten wollen, außerdem noch ihre Leute auch besser behandeln und sie auf Pacht setzen oder gar frei lassen, entsteht eine aufrührerische Stimmung gegen manche gesetzlose Gebräuche und Herkömmlichkeiten.

Bruder Fritz Arndt zog sich dadurch „bitteren Haß“ und wohl auch „Nachteile und Verluste seiner Einnahme und Weltstellung zu, doch gewann er auch unter den Milden und Frommen des Adels mehrere treueste Freunde“.

Gleichzeitig fing das Buch zu wirken an:

„Mein Büchlein machte natürlicherweise Haß und Lärm, nicht bloß bei dem Adel, welchen ich darin am meisten anzuklagen schien, sondern auch bei andern Halbvornehmen und bei manchen reichen und junkerisch gesinnten Großpächtern, welche schrieen, ich sei ein Leuteverderber und Bauernaufhetzer.“

Man erschöpfte sich nicht in Worten: „mehrere Edelleute“ versahen ein Exemplar des Arndt'schen Buches mit roten Strichen an allen Stellen, die gegen Obrigkeit und Königtum ausgelegt werden konnten. Damit gingen die Herren zum schwedischen König und verlangten die Verfolgung dieses Revolutionärs. Es muß zugunsten Gustavs IV. Adolf gesagt werden, daß er die heftige Anklage gelassen aufnahm und nicht voreilig handelte. Zunächst beauftragte er den Generalgouverneur und Kanzler der Greifswalder Universität, den Freiherrn von Essen, ein Verfahren einzuleiten.

Arndt wurde vorgeladen, um zur Anschuldigung vernommen zu werden.

Er zeigte sich der Lage gewachsen.

Er bat den Generalgouverneur, ihm das Exemplar mit den ominösen roten Anstreichungen zu geben, nahm selbst einen Bleistift und unterstrich d i e Stellen, die die Herren überschlagen hatten und die die Ungerechtigkeit der Zustände schilderten.

Dann gab er dem Freiherrn Essen das Buch wieder: „Schicken Sie das an Seine Majestät zurück.“

So geschah es denn auch und der König antwortete, nachdem er gelesen, was Arndt ihm unterstrichen hatte:

„Wenn dem so ist, so hat der Mann Recht!“

*

Es läßt sich nicht beweisen, daß es gerade diese Szene gewesen ist, die schließlich den Ausschlag gab.

Aber Tatsache ist, daß der schwedische König ein Jahr danach die Leibeigenschaft in Vorpommern und Rügen aufhob . . .

Nordland

Die Schrift gegen die Leibeigenschaft war kurz vorher erschienen, der Kampf darum noch nicht ganz ausgefochten, als Ernst Moritz Arndt sich im Herbst 1803 Urlaub von der Universität ausbat und genau dorthin reiste, wo seine Kritik Aufsehen erregte: nach Stockholm.

Freilich war der Antrieb tieferer Art: es reizte ihn, endlich das Land kennen zu lernen, dessen Staatsangehörigkeit er besaß, und es trieb ihn auch die heimliche Nordlandsehnsucht, die wohl in jedem Deutschen lebt.

Zudem beschäftigte ihn ein literarischer Plan: er war unmutig über manches Unzureichende, das bis dahin in deutscher Sprache über Schweden geschrieben worden war, und er wollte diese Lücke ausfüllen.

Zunächst verbrachte er den Winter in Stockholm; er fand freundliche Aufnahme beim Hofmarschall Freiherrn von Munck sowie in anderen großen Häusern. Das blieb auch auf Rügen nicht unbeachtet und Bruder Fritz schrieb ihm in die schwedische Hauptstadt:

„Über Dich laufen prächtige Erzählungen rund. Der König habe freundlich mit Dir geredet, in Stockholm seist Du mit Exzellenzen und Grafen und Baronen zu Tisch gesessen und und ... also. Nun will das kleine Volk, welchem solche Herrlichkeiten groß dünken, allerlei aus Dir machen. Auch daran glaube ich nicht, je mehr mir klar wird, aus welchem Holz die Herren dieser Welt geschnitten werden. Unsre Gesichter sind wahrhaftig nicht zur Erhöhung zugeschnitten ..."

Stockholm ist freilich nur ein Anfang. Arndt hält nichts von Reiseberichten, die sich nur auf oberflächliche Eindrücke stützen und deren Verfasser womöglich nicht einmal schwedisch sprechen. So macht er sich gründlich mit der Sprache vertraut, die er bald wie ein Einheimischer spricht und bereitet sich in jeder Hinsicht für die Studienreise vor, die er im Sommer unternehmen will. Einem Freund berichtet er: „Ich lese unglaublich viel und oft unglaublich geschwind die Menge Bücher und Abhandlungen über Schwedens Verfassung, Statistik, Geschichte usw."

So vorbereitet kann er wie ein Einheimischer durch das Land reisen ohne Hilfe und ohne Unterstützung sich auch mit jedem unterhalten, ob Groß oder Klein. Und daraus entsteht später ein umfassendes Bild schwedischen Lebens, schwedischer Geschichte, der schwedischen Landschaft, der Industrie und der Bebauung*. Wie er schon den Franzosen gegenüber sehr aufgeschlossen und liebenswürdig die guten Seiten mehr hervorkehrte als die schlechten, so schildert er auch die Schweden mit voller Sympathie. Er sieht den Firnis fremden Wesens, das Französische, das „Wälsche", das hier so viel heißt wie das nicht der eigenen Art Gemäße; er weiß aber auch, daß die Umwälzung in Frankreich alle Menschen, ob dafür oder dagegen, französischem Wesen näher gebracht hat. Zwischen den vielen Deutschen in Schweden und den Schweden sieht er keine große Scheidewand. Allerdings erreichten die Deutschen in Schweden, „die schon in der zweiten, immer fast in der dritten Zeugung gewöhnlich in das Schwedenvolk übergehen", nach seiner Ansicht nicht „das Leichte und Glänzende" der Schweden . . .

*

* Ernst Moritz Arndt: „Reisen durch Schweden im Jahre 1804", erschienen im Jahre 1806.

Am 26. März 1804 verläßt er Stockholm, es ist noch Winter und teilweise wird auch im Schlitten gefahren. Die erste Station ist Uppsala; er wandelt in der Stadt und in ihren geschichtlichen Erinnerungen. Die berühmte Universität zwingt ihn zu dem Ausruf: „Wie mancher große Mann, wie mancher unsterbliche Erfinder, wie mancher Erweiterer der Wissenschaften hat hier unter einem niedrigen Rasendach gewohnt!" Er gedenkt so manches freundlichen Mannes – auch manche seiner Greifswalder Kollegen stammen aus Uppsala – dem er sich in Dankbarkeit verbunden fühlt.

Der langdauernde Winter hält ihn über die vorgesehene Zeit fest. Schließlich zieht er am 18. April weiter – immer noch im Schneegestöber! Der starke Schneefall zwingt ihn zum Verzicht auf den Plan, Norwegen zu besuchen und in einem großen Bogen über Nordschweden wieder zurückzukehren.

Nun geht es nicht nach Norden weiter, sondern zunächst einmal nach Westen. Vor Westerås – dem reichsten Bischofssitz des Landes – bleibt er im Schnee stecken und übernachtet bei zwei alten Leutchen, die ihm von Karl XII. vorschwärmen,

„der noch immer der Abgott des schwedischen Volks ist. Noch jetzt sprechen Alte und Junge, die seinen Namen nur anklingen hören, mit einer Lust und Begeisterung von ihm, als wenn sie ihm und seinem guten Degen wohl in die Hölle folgen könnten ... Das war ein König!"

Der berühmten schwedischen Gastfreundschaft (er erklärt aus ihr den Mangel an Gasthöfen) wird er gründlich teilhaftig; nach einer solchen Einladung auf der Strecke nach Oerebro notiert er:

„Ich kann es nicht wagen, die Empfindungen zu beschreiben, mit welchen ich, nach einem beinahe achttägigen Aufenthalte, meine freundlichen Wirte verließ.

Unendlich ist die Macht der Güte und Humanität, unendlicher die Erinnerung erhabener Genien. Möge das Schicksal sie freundlich führen!"

In Vastergötland besucht er den Hofintendanten von Tham, dessen Gut er nach mühsamer Fahrt über Morastwege erreicht – was von der Hauptstraße abliegt ist in der Zeit der Schneeschmelze verkehrsmäßig fast abgeschnitten; angesichts der vielen Seen und Sümpfe entringt sich Arndt der Seufzer: sie seien zwar recht romantisch, aber es täte doch „Abzapfung von den künftigen Zeiten" not.

Im Haus des Herrn von Tham findet er ein großes Museum schwedischer Altertümer, die der Hausherr hat sammeln lassen und selbst zusammengetragen hat, und auch eine Bibliothek, die zu den kostbarsten zählt, die Arndt bisher kennengelernt hat. Kein Wunder, daß er sich da hineinstürzt ... Herr von Tham ist seiner Zeit voraus, ist ein großer Anreger der ganzen Gegend, er unternimmt in seinem Park Pflanzungsversuche und veranlaßt die Bauern, moderne Bebauungsmethoden anzuwenden – außerdem ist er der anregendste Gesprächspartner, den Arndt sich wünschen kann.

Auch der nächste Gutsbesitzer, dessen Gast er ist, gehört zu den Erneuerern der Landwirtschaft. Ein erstaunlich frischer Wind und eine lebendige Freude am Reformieren war gerade damals in einzelnen Gutsherren aufgebrochen, aber auch die einfachen Bauern der Gegend diskutieren so moderne Themen wie etwa die Flurbereinigung.

Von der Landspitze im Vänern geht die Reise weiter nach Trollhättan, zur Stadt der großen Wasserfälle des Götaälv. Natürlich gab es damals noch nicht die großen Elektrizitätswerke von heute, aber man hatte doch versucht, den Fluß zu bändigen und durch Schleusen eine Schiffahrtsverbindung zwischen den großen mittelschwe-

dischen Seen Vänern und Wettern und der Nordsee herzustellen, um dadurch eine Verbindung von Stockholm nach Göteborg zu erreichen. Das war schließlich gelungen und schon im Jahre 1800 war das erste Schiff durch den Kanal und die Schleusen gefahren. Dieser Schiffahrtsweg ist heute noch eine der lehrreichsten, schönsten und angenehmsten Verbindungen zwischen Schwedens West- und Ostküste, zwischen der großen Hafenstadt Göteborg im Westen und der Hauptstadt Stockholm im Osten. In Trollhättan war Arndt nicht so gut versorgt, über Gasthäuser und Wirte entringt sich ihm der Stoßseufzer: „Wenn die Frau auf dem Kopf Brüsseler Spitzen und an den Beinen grobe und gestopfte wollene Strümpfe hat, so ist mir vor Hunger oder Prellerei bange."

Göteborg, die zweitgrößte Stadt Schwedens, prägt sich ihm ein als die Stadt eines großen Gemeingeistes.

„Dies beweisen nicht allein die reichen Schenkungen und Stiftungen einiger Patrioten, sondern mehr beweist dies die löbliche Einrichtung, Ordnung, Reinlichkeit aller solcher Stiftungen zum Besten der Unmündigen, Verwaisten, Alten und Kranken."

Göteborg ist Sitz der Ostindischen Kompagnie, Hauptstapelplatz der Güter, die über die Nordsee verfrachtet werden, einer der wichtigsten Handelsplätze für Fischfang. Im Norden von Göteborg, an der zerklüfteten Küste bis zur norwegischen Grenze, liegt die Provinz Bohuslän, deren Menschen ihn besonders anziehen:

„Das schwedische Fischervölkchen in Bohuslän und auf den Klippen und Inseln der ganzen Küste des Kattegat ist berühmt wegen seines Mutes und seiner Gewandtheit, ich setze hinzu, auch wegen seiner Schönheit. Man sieht hier sehr wohl gewachsene und freie Gestalten und das hübsche Blut und die offenen Augen der schlanken Weiber lassen fast nichts zu wünschen übrig."

Arndts Reiseweg führt ihn weiter nach Värmland, das Land, das später durch Selma Lagerlöf berühmt wurde. Er nennt Värmland „durch die Erinnerungen der Freundschaft und seine biederen Bewohner eine der liebsten Provinzen von ganz Schweden". Arndts lebhafte Beschreibungen umfassen neben dem Landbau, der Verfassung, das Rechts-, das Heer- und Schulwesen, überhaupt alles, was den Staat ausmacht, immer aus der Geschichte entwickelt und mit anderen Ländern verglichen. Bei der Feststellung, daß diesem Lande immer die Menschen gefehlt haben, es zu besiedeln, und daß man die innere Besiedlung mit Staatsunterstützung und Beihilfen zu verstärken versuchte, bricht er in den verwunderten Ausruf aus:

„Sonderbar, daß es den Schweden nie eingefallen ist, deutsche Kolonisten ins Land zu ziehen für Urbarmachungen, da der Deutsche doch nach der Krim und dem Kuban, nach dem Sankt Lorenz und Mississippi zieht und überall hin, wo ihm nur einige Hoffnungen gezeigt werden."

Und in Erinnerung an seine Schrift über die Leibeigenschaft in Pommern und Rügen bemerkt er:

„daß in Schweden das Lehnssystem, welches fast über das ganze übrige germanische Europa sich entwickelt hat, sich nie hat ausbilden können. Nie hat man die Menge von Titeln und Namen und Rechten gekannt, wodurch die Bauern ganze, halbe, viertel und achtel Leibeigene gewesen sind, nie das unehrliche Ding der Festwurzelung als Leibeigener an dem Boden, wo man geboren ist. Frei ist hier der Bauer wie der Edelmann und kann mit seiner Person machen, was er will."

Auch ersten Anzeichen des kommenden Industriezeitalters begegnet er. In Munkfors besucht er einen „Eisenhammer", in Sala ein Silberbergwerk, die Erzstadt Falun mit ihren Schlackenhalden – er fährt auch in die große Grube ein. Dort liegt eine stinkende Wolke des Dunstes

und des Rauches über der Stadt und beunruhigt ihn; er meint, eine solche Atmosphäre könne für die Gesundheit unmöglich gleichgültig sein. Schließlich bewundert er in den Grenzbergen gegen Norwegen ein Porphyrwerk, zu dem ein unternehmender Mann die Maschinen fast alle selbst entworfen und entwickelt hat.

*

Auf seiner ersten Reise durch Italien und Frankreich hat er sich fast immer als Schwede ausgegeben, jetzt in Schweden kommt das für ihn nicht in Frage, obwohl man hier natürlich weiß, daß Vorpommern staatsrechtlich schwedisch ist. Es herrscht freilich kein Krieg und kein Revolutionsgeschrei, obwohl die Schweden die Ereignisse in der Welt recht aufgeweckt verfolgen. Bis in den hohen Norden dringen die Nachrichten aus Paris. Hier ist inzwischen der Erste Konsul Bonaparte durch Senatsbeschluß zum lebenslänglichen „Kaiser der Franzosen" ausgerufen worden. Zwölf Jahre vorher noch hatte man in Paris den König enthauptet!

Zu solchen dramatischen Veränderungen steht die nordische Idylle in starkem Gegensatz. Manchesmal kommt Arndt der Gedanke, ganz in Schweden zu bleiben. An einen Freund schreibt er*:

„So lebt hier aller Mensch und alle Natur, oder vielmehr, so ist und lebt der Mensch hier ganz in seiner Natur ... Wundere Dich also nicht, wenn ich Dir sage, daß es mich hier zuweilen mit Gewalt überholen will, und daß mich mitunter Träume überfallen, in irgend einem reizenden Tal oder an einem brausenden Älv in einem Birken- und Ahornwäldchen mir ein Hüttchen zu bauen und solchem Volk wohnen zu bleiben."

---

* Der Briefempfänger Weigel – ein Arzt – wurde durch Arndts Mitteilungen bewogen, nach Stockholm zu übersiedeln, wo er später Hofmedikus wurde und als vom König von Schweden geadelter Baron gestorben ist.

In Wirklichkeit aber ist er zu scharfblickend und zu politisch eingestellt, als daß er sich nicht immer wieder eines Abstandes zu den Schweden bewußt würde, auch dann, wenn dies zugunsten seines Gastlandes spricht. So empfindet er, daß die Schweden viel mehr in ihrer Geschichte leben als die Deutschen und nimmt dies als schwedisches Glück und deutschen Mangel. Das fehlende Nationalgefühl der Deutschen beunruhigt ihn. „Von allem dergleichen haben wir Deutsche kaum hie und da ein Stümpfchen oder eine erblaßte Sage übrig; unser Volk sieht, versteht und weiß nichts davon."

Er beginnt bereits sein späteres Thema „Geist der Zeit" zu durchdenken. Die Schweden seien eben immer ein zentral regiertes Gesamtreich gewesen,

„über uns sind zu oft und zu viel fremde Fluten hingewälzt, fremde Völker und Räuber gekommen. Hier bin ich nun recht in meiner politischen Ansicht bestärkt worden – was mir bei den großen schwedischen Verschiedenheiten schon früher aufgefallen ist – daß der Einwurf gegen eine deutsche Monarchie, welche ich bei unserer elenden und hilflosen Zersplitterung schon früh zu träumen gewagt habe, – daß sie nur Knechtschaft und Dummheit mit sich bringen, daß sie alle lieblichen und erquicklichen Verschiedenheiten der deutschen Landschaften und Stämme ausschleifen und eine starre, tote und langweilige Einerleiheit erzeugen würde – nicht stichhaltig ist und hier auf das glänzendste durch die Erfahrung widerlegt wird."

*

In solchen Betrachtungen verblaßt freilich auch der Gedanke, dauernd in Schweden zu bleiben. Er findet sich gerade im Umgang mit den Schweden als Deutscher aufgerufen; zornige Worte fließen ihm in die Feder:

„Ja, ich bin mir unserer weichen und bröcklichen Deutschheit in diesem Norden schon oft mit Schamröte

bewußt geworden, und ich habe mir fest vorgenommen, dieser meiner Deutschheit von diesen Eisernen nichts bieten zu lassen und auch mit Eisen und Stahl ins Zeug zu gehen. Denn ich fühle es von Tag zu Tag mehr, es ist nichts Kümmerlicheres in der Welt als dieses elendige deutsche Ding, was wir Gutmütigkeit, auch wohl Milde und Menschlichkeit nennen, was im Grunde aber weder Ja noch Nein zu sein wagt und eitel Schwächlichkeit ist ... Was wollen wir unsere zerrissene deutsche Erbärmlichkeit, unser sogenanntes humanes Alles und Nichts, wodurch unser Vaterland eben so nichtig und den Fremden verächtlich geworden ist, noch länger als eine höhere erklommene Menschlichkeit loben!"

*

In vollen Zügen genießt Arndt einen großartigen schwedischen Sommer – die Reise hat ihn noch weit ins Land der Mitternachtssonne und an den finnischen Meerbusen geführt; an einen Freund berichtet er ganz begeistert (27. 6. 1804):

„Ich bin nun diese letzten acht Tage meistens unweit des Meeresstrandes, der Schweden von Finnland trennt, immer durch neue schwedische Landschaften hingefahren, immer weiter gegen Norden hinauf und werde nicht bloß durch die Menschen und Gegenden durch den leichten leutseligen schwedischen Sinn entzückt und bezaubert, gerate nicht bloß durch die schwedischen Sommernächte und ihre Licht- und Schattenwunderspiele in schwedische Konfusionen und Bezauberungen, sondern befinde mich jetzt recht mitten in den Zaubergefilden. Denn die bezauberte und, wie mir deucht, zaubernde Natur nimmt zu, je weiter man in den Norden hinaufkommt."

*

Als er im Herbst wieder nach Greifswald zurückkehrt, findet er wichtige Nachrichten vor, sie kündigen die Forderungen an, die seine Zeit an ihn stellen wird.

Am 2. Dezember 1804 läßt sich Napoleon in Paris feierlich krönen.

Schon daß er sich den Titel „Kaiser" zulegte, hätte den deutschen und europäischen Widerstand herausfordern müssen, aber in Wirklichkeit war damals davon keine Rede. Die meisten deutschen Potentaten – an ihrer Spitze mit ausgesuchter Höflichkeit und Herzlichkeit der preußische König! – beglückwünschten den korsischen General als neues Mitglied der europäischen Fürstenfamilie, und der Papst reiste persönlich nach Paris, um Napoleon in der Kirche Notre Dame zu salben.

Den goldenen Lorbeer freilich setzte sich Napoleon selbst aufs Haupt, um deutlich zu machen, daß er keine Macht der Erde über sich dulde . . .

Napoleon – Deutschlands Herr?

In jenem Winter 1804 auf 1805, in dem erstmals in der abendländischen Geschichte in der französischen Hauptstadt ein Kaiser residierte, war in Wirklichkeit die deutsche Frage aufgeworfen worden. Noch stand das „Heilige Römische Reich Deutscher Nation“ mit dem Habsburger Kaiser an seiner Spitze, aber es war durch den Frieden von Luneville, der das linke Rheinufer französisch beließ, bereits ins Wanken geraten.

In Wien gibt man sich keiner Täuschung über diese Wirklichkeit hin, auch in Petersburg weiß man, was die Stunde geschlagen hat, und in London ist die Regierung sowieso gegen Frankreich. Nur in Berlin wird nach wie vor geträumt.

So ergibt sich der erstaunliche Ablauf der mitteleuropäischen Ereignisse in den Jahren 1805 und 1806:

Vier Monate nach Napoleons Kaiserkrönung kommt die „dritte Koalition“ zustande. Am 11. April 1805 schließt der russische Zar mit der englischen Regierung eine Allianz, deren unverhohlenes Ziel ist, Napoleon zu stürzen. Im August tritt der österreichische Kaiser Franz dem Bunde bei. Am 3. September erklärt er Frankreich den Krieg.

Schon an diesem Tage wird deutlich, wie sehr Deutschland bereits zerfallen ist; obwohl kein Zweifel darüber bestehen kann, daß des Kaisers Napoleon Sturz gesamtdeutsches Interesse wäre, bleibt nicht nur Preußen neutral,

die Fürsten von Bayern, Württemberg und Baden haben sogar Bündnisverträge mit dem französischen Kaiser abgeschlossen.

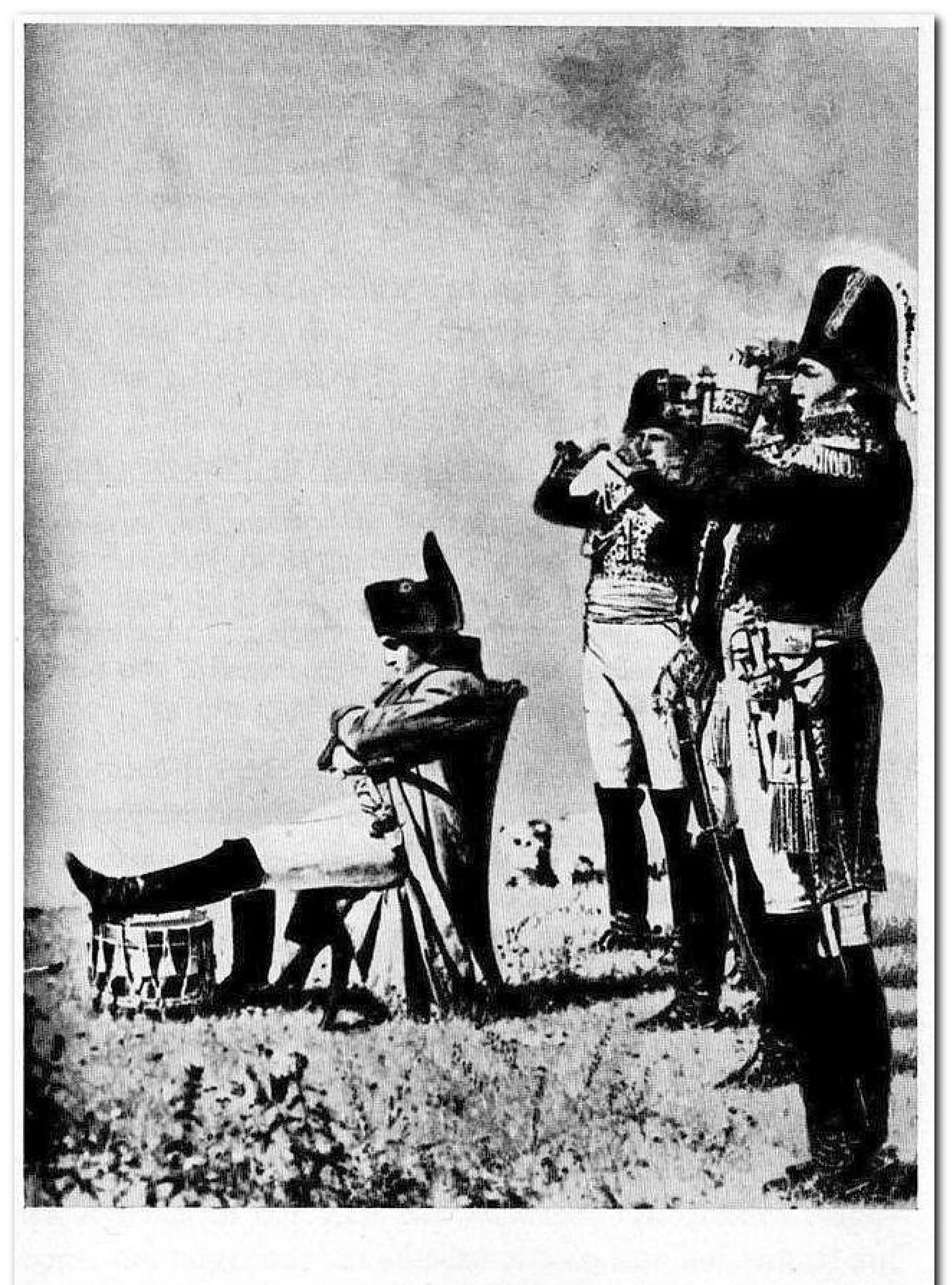
Was folgt, ist einer der raschesten Feldzüge der Kriegsgeschichte; in einer Zeit, in der noch das Pferd die Schnelligkeit der Bewegungen bestimmt, durcheilen Napoleons Armeen innerhalb weniger Wochen ganz Süddeutschland und schlagen am 2. Dezember vor den Toren Wiens die vereinigten russischen und österreichischen Armeen in der „Drei-Kaiser-Schlacht" von Austerlitz.

Der russische Zar marschiert daraufhin mit den Trümmern seiner Armee nach Galizien ab, der Österreicher schließt einen Frieden, der ihm nicht nur Venetien, sondern auch Tirol und Passau kostet, das an Bayern abzutreten ist!

Napoleon weiß, was er will: die mit ihm verbündeten deutschen Fürsten werden bereichert und erhöht: am 1. Januar 1806 erklären sich der bayrische Kurfürst und der württembergische Herzog (seit 1803 auch Kurfürst) zu Königen! Wenige Monate später – am 12. Juli 1806 – werden sie zusammen mit den Großherzögen von Baden, Berg und Darmstadt, den Herzögen von Nassau und weiteren kleineren Fürsten formell aus dem deutschen Reich austreten, den sogenannten „Rheinbund" gründen und „auf ewige Zeiten" ein Bündnis mit Frankreich schließen, das sie im Kriegsfall zur Gestellung von Truppen unter dem Oberbefehl des französischen Kaisers verpflichtet.

Kaiser Franz zieht am 6. August 1806 die Folgerung aus diesen Vorgängen – er legt die Kaiserwürde dieses deutschen Reiches nieder, das damit zu bestehen aufgehört hat und in drei Teile zerfallen ist: Den französisch beherrschten „Rheinbund", die deutschen Gebiete Österreichs und die um das „neutrale" Preußen gelegenen Staaten.

*



NAPOLEON IN DER SCHLACHT VON BORODINO

Nach einem Gemälde von Werestschagin

Hier muß eine historische Tatsache eingeschaltet werden, die zwar für den Ablauf der damaligen Weltgeschichte ohne Belang war, aber in diesem Buch über Arndt verzeichnet sein muß:

Als nahezu einziger Fürst hat der König von Schweden gegen die Niederlegung der deutschen Kaiserkrone durch den österreichischen Kaiser protestiert. Der schwedische König war durch den Besitz Schwedisch-Vorpommerns deutscher „Reichsstand" und hat in dieser Eigenschaft am 22. August 1806 an seine dortigen Untertanen einen Aufruf gerichtet, in dem es heißt:

„Wenn die heiligsten Verbindungen, welche mehr als tausend Jahre hindurch das Deutsche Reich zusammenhielten, jetzt aufgelöst werden, so kann doch niemals die deutsche Nation vernichtet werden, und durch die Gnade des Allerhöchsten wird Deutschland dereinst aufs neue . . . vereinigt werden."

Es wird im nächsten Kapitel noch zu erwähnen sein, daß ausgerechnet in diesem Sommer 1806 Arndt in der schwedisch-vorpommerschen Regierungskanzlei in Stralsund tätig war. Ob die entschiedene Erklärung des schwedischen Königs in der deutschen Frage etwa auf Arndts Anregung zurückging, wird sich wohl nie mehr feststellen lassen – seines Geistes war sie gewiß!

Zurück zur Mächte-Politik des Jahres 1806: Zu den Absonderlichkeiten der damaligen Lage gehört, daß im Jahr nach Austerlitz, in den Monaten nach der Auflösung des Reiches in der Zeit des kühnsten Triumphes Napoleons, der zögernde preußische König nun auf einmal auf den Plan tritt. Der russische Zar hatte unterdes sein Heer wieder reorganisiert und den letzten, von Napoleon noch nicht besiegten oder annektierten deutschen Fürsten zu einem allzu raschen Abenteuer ermutigt, dessen Ausgang kaum zweifelhaft sein konnte.

Im September 1805, als Österreich Napoleon den Krieg erklärte, verhielt sich der preußische König wie in den vergangenen zehn Jahren strikt neutral, ja er duldete es, daß ein französischer Marschall durch das damals noch preußische Ansbacher Land marschierte; jetzt im September 1806 – ein Jahr zu spät – forderte er ultimativ von Napoleon den Abzug aller französischen Truppen aus Deutschland.

Es erwies sich bald, daß die Hoffnung auf eine wirksame russische Hilfe ebenso Täuschung war wie die Erwartung, die preußische Armee sei noch gleich überlegen wie zu Friedrichs des Großen Zeit.

Das Ergebnis des Herbstes 1806 (Napoleon an Talleyrand: „Der Gedanke, Preußen könnte sich allein mit mir einlassen, erscheint mir so lächerlich, daß er gar nicht in Betracht gezogen zu werden verdient ...“) ist die Vernichtung der preußischen Armee in der Doppelschlacht von Jena und Auerstedt (14. 10. 1806).

Erst im Frühjahr 1807 erscheinen die Russen im Feld. Die französischen Truppen sind inzwischen bis Ostpreußen vorgedrungen.

In Posen hat Napoleon mittlerweile auch noch den sächsischen Kurfürsten in Gnaden empfangen, zum König erhöht und in den Rheinbund aufgenommen (Dezember 1806).

Das preußische Königspaar muß unterdes nach Königsberg, und schließlich noch nach Memel fliehen und zu allerletzt erleben, daß der Zar sich mit Napoleon anfreundet, nicht ohne an Friedrich Wilhelm III. geschrieben zu haben: „Mit Bedauern verliere ich die Hoffnung ihnen nützlich zu sein ...“ Es fehlt nicht der Fußtritt: aus Napoleons Hand nimmt der russische Zar Teile von Neuostpreußen, Gebiete seines bisherigen Verbündeten, entgegen.

Für Preußen bleibt nur übrig, sich dem Diktat des Siegers zu beugen: es muß alle Gebiete westlich der Elbe

abtreten, auch Danzig wird ihm genommen und (wie später nochmals in Versailles) zur „Freien Stadt" erklärt.

Französische Historiker haben später den Vorwurf erhoben, der Tilsiter Friede sei fehlerhaft gewesen, denn er habe Preußen „nur geschwächt und nicht vernichtet". Das mag vom französischen politischen Standpunkt aus ein zutreffendes Urteil sein, vor allem angesichts dessen, was schließlich dieses geschwächte Preußen wenige Jahre später wieder bedeutete.

Zunächst aber gab es keinen Zweifel mehr, wer Herr in Deutschland war. Aus diesen Jahren nach 1806 berichtete der französische General Gourgaud über ein späteres Gespräch mit dem französischen Diplomaten Montholon, der ihm anvertraute:

„Nach den Instruktionen, die ich als Botschafter empfing, glaube ich, daß Seine Majestät ebenfalls Kaiser von Deutschland werden wollte und sich zum Kaiser des Westens hätte krönen lassen. Man bearbeitete den Rheinbund in diesem Sinne. In Erfurt (1808) war es bereits eine abgemachte Sache, aber Zar Alexander verlangte Konstantinopel, das Napoleon nicht fahren lassen wollte."

*

Es war ein unbekannter Nürnberger Buchhändler namens Palm, der schon im Sommer 1806 die Schrift verbreitete, die jenen Jahren die Überschrift gab: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung."

Napoleon ließ Palm ergreifen, durch ein Kriegsgericht zum Tode verurteilen und am 26. August 1806 in Braunau am Inn erschießen.

Den Verfasser der Schrift hat Palm nicht genannt. Die Franzosen waren damals der Meinung, Arndt habe dieses Wort geprägt: das hätte wohl sein können. Indessen haben neuere Forschungen ergeben, daß wohl Friedrich Gentz –

später bekannt als langjähriger Mitarbeiter Metternichs – der Verfasser der Schrift gewesen ist.

Zur Begründung des Todesurteils gegen Palm diente außerdem die Tatsache, daß er ein ganz unbestreitbar von Arndt stammendes, nämlich unter seinem Namen im Frühjahr 1806 erschienenes herausforderndes Buch „Geist der Zeit“ ausgeliefert hatte.

„Eine neue Geburt muß werden . . .“

Die Jahre 1805 und 1806 bezeichneten eine Entscheidung; eine erniedrigende für Deutschland, eine aufrüttelnde für Arndt.

Die Niederlage schien eine vollständige. Napoleon war über Österreich hinweggefahren und hatte Preußen aufs Haupt geschlagen, jeden für sich, einen nach dem anderen. Jetzt war der Kaiser von Frankreich unumschränkter Herrscher über Europa, über die ganze gebildete Welt von damals. Sein Weg hatte ihn als General der Französischen Revolution, als Eroberer von Italien, nach seiner weitgreifenden Landung in Ägypten, zum Vollender und Vollstrecker französischen Herrschaftsanspruches gemacht.

Europa stöhnte zwar unter der Besatzung und den Besatzungslasten, aber – wie die Menschen nun einmal sind, die im täglichen Broterwerb den Inhalt ihres Lebens sehen – die Menschen in Italien, in der Schweiz, in Holland, in Österreich, in Preußen und in den übrigen deutschen Landen, sie „arrangierten“ sich, wie man zu sagen pflegte, sie machten gute Miene zum bösen Spiel, sie schafften und werkelten weiter, sie lebten, wie sie zuvor gelebt hatten, zumal ihre Obrigkeit, die Herrschaft der Fürsten, sich nur unwesentlich oder gar nicht geändert hatte.

Man bemühte sich, die Geschichte des deutschen Reiches, auch die noch gar nicht so lange zurückliegende Zeit Friedrich des Großen zu vergessen: „man“ war der Meinung, gegen eine Macht, wie die Napoleons, sei kein Kraut gewachsen, da heiße es, sich bescheiden, sich begnügen,

im Geldverdienst des Tages sein Auskommen zu suchen und die Stimme des Gewissens, die sich manchmal regte, beim Essen und Trinken zu beruhigen. Immer war es schon so, daß am gut gedeckten Tisch, bei Braten, Wein und Dessert unbequeme Forderungen der Zeit schnell vergessen wurden. Die Geschäfte entwickelten sich bald wieder, die fremden Soldaten übersah man geflissentlich, und man einigte sich in dem Wort des Berliner Polizeipräsidenten, der die Stimmung der Zeit erfaßte: „Ruhe ist des Bürgers erste Pflicht!“ Ja, da man befürchten mußte, daß die Geruhsamkeit eines schönen Tages durch Heißsporne und Idealisten unsanft gestört werden könnte, verachtete man sie als Schwärmer und Gestörte, über die die Geschichte bereits ihr Urteil gesprochen habe. Man verschloß sich die Ohren vor ihnen und vegetierte im Materialismus der Zeit.

Napoleon Bonaparte, der die Klugheit besaß, die Menschen in diesen Eigenschaften zu kennen und zu erkennen, nutzte sie aus, indem er einerseits durch Terror – wie die Erschießung Palms – Schrecken im Volk verbreitete, und andererseits bei den Fürsten die Furcht nährte, daß sie jederzeit ihre Throne verlieren konnten. Sie wußten, daß sie für den aus der Französischen Revolution emporgewachsenen General und Kaiser nur noch rückständige Überbleibsel einer entschwundenen Zeit waren, und er erinnerte sie nicht selten daran.

Man sah, wie leicht der Kaiser mit den Kronen umging, wie er sie heute dem und morgen jenem verlieh oder wegnahm*; um so mehr verstärkte sich die Bereitschaft der

---

* So ernannte Napoleon im Jahre 1806 seinen Bruder Joseph zum König von Neapel; zwei Jahre später, als er den bisherigen spanischen Herrscher abgesetzt hatte, sandte er Joseph als König nach Madrid und statt seiner den Schwager Murat nach Neapel. Den Bruder Louis Bonaparte hatte Napoleon zum König von Holland ernannt, ihn aber im April 1810 wieder abgesetzt und die Niederlande zum französischen Staatsgebiet

übriggebliebenen Fürsten, in allem und jedem dem Wunsch und Willen des Kaisers zu willfahren. Allerdings: große Teile Spaniens, ferner Schweden, England und Rußland waren noch nicht niedergeworfen – an dieser zunächst bescheidenen Tatsache entzündete sich der Wille derer, die mit dem Los der nationalen Auflösung und Sklaverei nicht einverstanden waren.

Es war freilich ein noch planloser, rein gefühlsmäßiger, geistiger Widerstand einiger Weniger, der sich im Nachklang der deutschen Katastrophe regte. Aber wenigstens in der Literatur wurden die „Träumer“ bald unüberhörbar. Hier war schon seit einem halben Jahrhundert ein neuer Geist, ein Gefühl des Eigenen eingezogen. Aus der französischen Revolution hatte die Idee des Nationalstaates herübergewirkt und, während offiziell Kirchhofsruhe galt, gärte und brodelte es im geistigen Bereich.

Als eines der ersten Bücher, das die Sprache des Volkes sprach, das mit brennender Leidenschaft sich gegen das unabwendbar scheinende Schicksal aufbäumte, trat schon zu Beginn des Jahres 1806 Ernst Moritz Arndt's „Geist der Zeit“ in die Öffentlichkeit. Er hatte dieses zeitkritische Werk im November 1805 entworfen, in den Tagen, in denen Napoleon auf dem Marsch nach Wien war. Im Druck erschien das Buch zu Ostern 1806, also genau zwischen dem österreichischen und preußischen Zusammenbruch.

Schon der Titel packte die denkenden Menschen von damals. Es griffen vor allem diejenigen danach, die die Niederlage noch als Schande und Schmach empfanden, die noch nicht davon überzeugt waren, daß die deutsche Geschichte zu Ende sein sollte.

---

erklärt. Schließlich war für Napoleons jüngsten Bruder Jerome im Jahre 1807 aus preußischen und hessischen Gebieten ein „Königreich Westfalen“ gebildet worden, das bis zur Flucht dieses „Königs“ im Oktober 1813 bestand.

In diesem Ersten Teil des „Geist der Zeit" (es folgten später noch drei weitere Teile) schreibt sich Arndt gewissermaßen in die großen Fragen der damaligen Gegenwart hinein und stößt schließlich zu den Hauptproblemen vor. So setzt er sich mit dem „Kosmopolitismus" – wir würden heute sagen: mit dem „Internationalismus" – auseinander, der damals gerade im deutschen Raum weitverbreiteten bequemen Ansicht, die Menschheit sei erhabener als das Volk, also „möge das Volk verschwinden, auf daß die Menschheit werde". Arndt's Antwort ist: diese Ideen seien zwar edel und hochstehend „aber sie sind nicht verständig und das Verständige ist höher ... Ohne das Volk ist keine Menschheit und ohne den freien Bürger kein freier Mensch." Er stellt also ganz entschieden dem persönlichen Freiheitsbegriff den nationalen Freiheitsbegriff zur Seite, ja er hebt ihn sogar darüber hinaus, indem er die Ansicht vertritt, es möge Einzelmenschen geben, die so erhaben sind, daß sie äußere Knechtschaft dulden können, ohne selbst schlechter zu werden, während Völker in Sklaverei stets verderben. Arndt lehnt sich gegen die billigen Trostgedanken des Tages auf, nach denen Napoleons „Sturm- und Drangjahre" von selbst ein Ende nehmen würden, er ruft nach einem Großen, der den „trüben und schlappen europäischen Dunsthimmel durch Donnerwetter erheitert".

Schonungslos kennzeichnet er die Lage! Deutsche kämpfen auf Wunsch und Befehl des großen Feindes gegen Deutsche und halten ihm als seine gehorsamen Knechte die Völker zu Diensten. Die deutschen Fürsten wählten das Unwürdige und vernichteten den Rest des Gemeingefühls der deutschen Nation.

Sein Ruf an die Fürsten ist ein Aufruf: „Verbindet Euch mit Eurer Nation in Liebe und Vertrauen. Offenbart das Elend, die Schmach laut und fürchterlich vor der Nation.

Zeigt dem Volke, daß Ihr mit ihm verbunden seid, daß seine Ehre, sein Glück, seine Liebe auch die Eurige ist, und Begeisterung und Rettung wird kommen, und die Worte Vaterland, Religion, Herrscherliebe, die jetzt hohl verklingen, weil Ihr sie leer gemacht, werden mehr als Worte werden.“ Arndt will ein freies Volk um die wankenden Throne versammeln, „gewaltig, gebietend und schnell“ Napoleon entgegentreten! „Wenn jeder einzelne sich herrlich fühlt, das Volk würdig, das Gesetz heilig, das Vaterland unsterblich, die Fürsten edel – dann fürchtet Euch nicht, die Welt ist gerettet“.

Und an anderer Stelle der Schrift verkündet er:

„Zeitgenossen! Glückliche oder unglückliche Zeitgenossen – wie soll ich Euch nennen? – daß Ihr nicht aufmerken wollet, oder nicht aufmerken könnet! Wunderbare und sorgenlose Blindheit, mit welcher Ihr nichts vernehmt! O wenn in Euren Füßen Weissagung wäre, wie schnell würden sie zur Flucht sein! Denn unter ihnen gärt die Flamme, die bald in Vulkanen herausdonnern und unter ihrer Asche und ihren Lavaströmen alles begraben wird. Wunderbare Blindheit, die nicht gewahrt, daß Ungeheures und Unerhörtes nahe ist, daß Dinge reifen, von welchen noch der Urenkel mit Grausen sprechen wird. Welche Verwandlungen nahen! Ja, in welchen seid Ihr mitten inne und merkt sie nicht und meint, es geschehe etwas Alltägliches in dem alltäglichen Nichts, worin ihr befangen seid! Aber kein Nichts kann die Welt halten und bewegen. Deswegen wird alles zusammenstürzen und Ihr mit. Eine neue Geburt muß werden!“

Das Abenteuer der deutschen Befreiung hat geistig begonnen – in einer Zeit, in der es schien, als sei alles verloren.

*

Als der „Geist der Zeit“, Erster Teil, erscheint, ist ein Bann gebrochen, der Feuergeist erwacht. Der Eindruck

dieses Buches ist beträchtlich; bald muß eine zweite Auflage gedruckt werden. Mit einem Schlage ist Arndt bekannt, aber auch gefürchtet und gehaßt. Gerade die Jugend frißt sich in die leidenschaftliche Anklage hinein, wird gepackt, erhitzt, gefesselt. Arndt's früherer Lehrer und späterer Freund Johann Gottlieb Fichte wird zu seinen kühnen „Reden an die Deutsche Nation" angeregt, die im darauffolgenden Winter an der Berliner Universität gehalten werden und das Feuer weiter entfachen.

Der Gegner aber, der Feind, drinnen wie draußen, ist gewarnt. Arndt trifft seine Vorbereitungen.

„Ich schrieb diese 457 Seiten im November und Dezember von 1805. Ostern 1806 waren sie schon gedruckt. Ich schrieb sie in Greifswald, als wir die Nachrichten der ersten jammervollen Schlachten an der Donau empfingen, als Russen und Schweden auf allen Wegen und Stegen in meiner Heimat gegen Westen hin durchzogen."

Es war freilich nicht nur die äußere Not des Vaterlandes, die den Anstoß gab, es war auch die klägliche Haltung der führenden Kreise! „Wer im Unglück nicht mitleiden will, der darf im Glück nicht herrschen. Ich schweige und werde lange schweigen: Wann Gold für Ehre, Besitz für Arbeit, Faulheit für Mut gelten."

Arndt greift die Lauen und Leisetreter, die Überängstlichen und Drückeberger an, und er ruft erstmals das Volk, sich zusammenzuscharen, sich einig zu werden zur Rettung des Vaterlandes gegen den Unterdrücker. „Nur wer jene Zeit gefühlt hat, wie der es schrieb", wird ihn verstehen, wird aber auch den Eindruck, den es machte, nachempfinden können. Das Buch hat, wie er selbst berichtet „in mehr als einer Beziehung den bedeutendsten Einfluß auf mich selbst gehabt", hat „meine schriftstellerische Bahn und mein Leben zum Teil mitbestimmt".

Er weiß es nachmals, daß er mit diesem Buch endgültig in den politischen Kampf hineingerissen wurde, der ihn dann nie wieder losgelassen hat. Jetzt geht er seinen Weg, jetzt hat ihn das Schicksal gepackt, jetzt wird er der Sänger von Deutschlands Einheit, wie ihn später die Geschichte gesehen hat, jetzt ist er der Kämpfer für eine neue Volksgesinnung, jetzt erhebt er sich zu dem Propheten, der die Ideen einer neuen Erziehung, einer neuen Verfassung, eines neuen volksbetonten Nationalismus verkündet. Er zeigt Mut, persönlichen Mut, wie er zu allen Zeiten und immer notwendig ist, wenn Großes und Neues geschaffen werden soll. Noch steht Arndt fast ganz allein für sich, er fordert den „Usurpator", den „Verderber", den „Emporgekommenen" heraus gegen alle Machtmittel, über die dieser verfügt. Daß es ihm dabei nicht um die Erweckung niederer Leidenschaften im Volke geht, sondern um sittlich notwendige Taten, das ergibt sich in der Folgezeit aus allen seinen weiteren Schriften; das meiste, was er von nun an schreibt, ist Rede, ist Zwiesprache mit dem Volk, das er überzeugen will, an sich selbst, an seine Größe und an seinen Wert zu glauben. In der Erweckung eines neuen Idealismus wird er bald auch zum Dichter, der mit fliegenden, feurigen, hinreißenden Worten zur Tat aufruft.

*

Zurück zum Jahr 1806 – daraus muß noch eine biographische Episode berichtet wurden:

In Stralsund war Arndt in der Regierungskanzlei mit schwedischen Angelegenheiten beschäftigt, da geschieht es, daß in einem Wirtshausgarten eine muntere Gesellschaft beisammensitzt und sich beim Wein in Hitze redet.

Ein schwedischer Offizier, der mit im Bunde ist, läßt im Brausen von Meinung und Gegenmeinung ein schlechtes Wort über die Deutschen fallen. Das ärgert Arndt,

zumal er gerade auf die Schweden ein Loblied gesungen hatte. Was man in der eigenen Familie und beim Landsmann unwidersprochen hinnimmt, das wird beim Fremden zum Peitschenhieb. Ein Wort gibt das andere, die Gesichter sind gerötet, Arndt bekennt sich als Deutscher, der Offizier fühlt seine Ehre verletzt. Drei Tage darauf stehen sie am Meeresstrand, eine halbe Stunde vor Stralsund, und duellieren sich. Arndt wird von einer Kugel durchbohrt, die ihn monatelang aufs Bett wirft.

Man ist versucht, in diesem Ereignis ein Gleichnis und ein Sinnbild zu sehen.

Er selbst erzählt die Geschichte nur ganz beiläufig in seinen „Erinnerungen aus dem äußeren Leben“.

*

Die politisch-militärischen Ereignisse des Herbstes 1806 blieben für Schwedisch-Pommern nicht ohne unmittelbare Bedeutung. Die Wogen des Krieges brandeten an die Grenzen. Schließlich erschien der französische General Mortier am Grenzfluß Peene und stellte sich zum Einmarsch bereit. Seit dem Erscheinen des „Geist der Zeit“ war Arndt den Franzosen ein Begriff und so mußte er sich – kaum von seiner Duellverwundung genesen – Gedanken darüber machen, daß es keinen Sinn hatte, sich „allenfalls einfangen und wie einen tollen Hund von den Welschen totschießen zu lassen“.

Zuerst geht er aufs Land nach Trantow, wo der alte Vater noch lebt; aber bald wird der Boden auch hier zu heiß für ihn. Vergebens hofft er darauf, daß Schweden aktiv in den Kampf Preußens gegen Napoleon eingreifen werde; als dann auch die Weichsel von den französischen Truppen überschritten wird und kein Halt mehr abzusehen ist, bleibt für Arndt kein anderer Weg mehr offen: erstmals in seinem Leben muß er reisen.

Das Ziel ist wieder Schweden; am zweiten Weihnachtsfeiertag 1806 trifft er „gleich einem geächteten Flüchtling“ erneut in Stockholm ein, um über zwei Jahre von dort aus den Höhepunkt und die beginnende Krise der napoleonischen Herrschaft in Mitteleuropa leidenschaftlich mitzuerleben.

*

Seit jenem Zwischenfall mit der Schrift über die Leibeigenschaft war Arndt dem schwedischen König ein Begriff; er fand aber nicht nur deshalb gnädige Aufnahme – auch Gustav IV. Adolf war ein erbitterter Feind Napoleons – und so konnte Arndt schon kurz nach seiner Ankunft in Stockholm eine Übersetzungstätigkeit in der schwedischen Regierungskanzlei beginnen, die seine wirtschaftliche Existenz sicherte.

Im Jahr 1808 trat eine publizistische Aufgabe hinzu, die sich aus den Ereignissen ergab. Noch war der russische Zar mit Napoleon verbündet und zeigte sich als entschiedener Verfechter der vom französischen Kaiser geforderten „Kontinentalsperre“ gegen englische Wareneinfuhr. Am 21. Februar 1808 ging Alexander so weit, vom schwedischen König ultimativ den Beitritt zu diesem napoleonischen System zu fordern; zugleich ließ er die russischen Truppen nach Finnland einrücken, das bis dahin schwedisch gewesen war.

Kurz nach Kriegsausbruch beauftragte der König nun Arndt mit der Herausgabe eines deutschsprachigen offiziösen Blattes mit dem Titel „Der nordische Kontrolleur“. Diese Zeitschrift erläuterte den schwedischen Standpunkt und die – wenig glücklichen – Kriegsereignisse bis in das Frühjahr 1809 hinein. Es enthält Berichte vom Kriegsschauplatz, Kommentare zu den Tagesereig-

nissen, aber auch Arndt's erste Kampflieder („Lob des Eisens", „Kriegslied der Schweden"); ein großer Aufsatz über „Rußland und sein Verhältnis und Verhalten gegen das übrige Europa vor und seit Peter dem Großen" ist deshalb bemerkenswert, weil er in einigem Gegensatz zu Arndt's späterer Russenfreundschaft steht. Es ist freilich nur ein scheinbarer Widerspruch: Arndt war weder ein prinzipieller Franzosenfeind noch ein prinzipieller Russenfreund – es ging ihm um die Deutschen. Solange der russische Zar sich mit Napoleon gegen die deutschen Interessen verbündete, bekämpfte ihn Arndt – später, als die Lage in St. Petersburg sich nicht ohne das Wirken des Reichsfreiherrn vom Stein und Arndt's geändert hatte, war auch seine Sprache gegenüber den Russen eine neue.

Die meisten Kommentare und Bemerkungen des „Nordischen Kontrolleurs" richteten sich freilich gegen den Hauptfeind, den damaligen Herrn des Kontinents, und die schwedisch-deutschen Bezieher des Blattes wurden ähnlich gründlich wie über den finnischen Kriegsschauplatz auch über den Guerillakrieg auf der iberischen Halbinsel* unterrichtet.

Der Versuch Gustav's IV. Adolf, Finnland gegen den russischen Angriff zu halten und Schwedens bisherige entschieden antifranzösische Politik fortzusetzen, endete

---

* Nach der gewaltsamen Einsetzung Josephs Bonaparte als spanischer König hatten sich in Spanien mehrere örtliche Regierungen gebildet, die mit englischer Unterstützung einen erfolgreichen Kleinkrieg gegen die französische Herrschaft begannen. Im Juli 1808 mußte König Joseph aus Madrid fliehen und konnte – von einem neuen französischen Heer geschützt – erst im Dezember wieder dorthin zurückkehren. Zur weiteren Organisierung des Kampfes bildete sich 1809 in Sevilla eine „Zentraljunta", die im nächsten Jahre einen Regentschaftsrat einsetzte. Endgültigen Erfolg hatte die Aufstandsbewegung im Sommer 1812, als der englische General Wellington aus Portugal in Spanien einmarschierte und bei Salamanca einen entscheidenden Sieg über die französischen Truppen erfocht. Im März 1813 floh König Joseph zum dritten- und letztenmal aus Madrid.

nicht nur in einer politischen, sondern auch in einer persönlichen Katastrophe für den König. In Schweden selbst hatte sich eine wachsende profranzösische Stimmung durchgesetzt, die auch die Armee erfaßte und schließlich im März 1809 zur Absetzung und Verbannung des Königs* führte. Für dessen antinapoleonische „Wahnsinnspolitik" wurde in den Stockholmer Kreisen nicht ganz ohne Grund Arndt verantwortlich gemacht.

*

Wichtiger als diese Randgeschehnisse war für die weitere Entwicklung das noch in den ersten Abschnitt des neuerlichen Stockholmer Aufenthaltes fallende literarische Ereignis: der Zweite Teil des Werkes „Geist der Zeit". Begonnen hatte Arndt diese Schrift in Stralsund im Herbst 1806, veröffentlicht wurde sie im Herbst 1808.

Den kühlen Akademiker streift er nun von sich, die ganze Leidenschaft bricht durch:

„Schreie Gesindel! Schilt mich und verdamme mich, denn du hast recht. Ja ich hasse, es ist meine Lust und mein Leben, daß ich noch hassen kann; ich hasse innig und heiß, aber nichts hasse ich heißer und inniger als Euch faule und nichtige Gesellen, die ihr Euch nicht schämt, in deutscher Sprache deutsche Schande auszusprechen ... O wenn ein Gott alle deutschen Verräter und Buben, alle Helfer und Hehler der fremden Tyrannei nähme, sie zusammen in einen Sack steckte und versenkte im Meere, wo es am tiefsten ist, und wenn dann das Volk wie unsre Ahnen vormals nur zu Keulen und Spießen griffe – das Franzosenungeziefer, das bei uns ist, würde bald vertilgt sein, und neues würde nicht wiederkommen. So ist mein Haß ..."

* Als Nachfolger Gustavs IV. Adolf wurde sein kinderloser Onkel Karl XIII. zum schwedischen König ausgerufen, der alsbald nicht nur mit Frankreich und Rußland Frieden schloß, Finnland und die Ålandsinseln abtrat, sondern auch noch den französischen Marschall Bernadotte adoptierte und von den schwedischen Ständen zum Thronfolger wählen ließ.

„Fahre denn hin Nichtigkeit, und Stärke lebe! Haß beseele, Zorn entflamme, Rache bewaffne uns! Laßt uns vergehen für unser Land und unsere Freiheit, auf daß unsere Kinder ein freies Land bewohnen! Männer auf, und seid gerüstet! Ihr dürfet nicht leben als Sklaven!"

Angesichts solcher Leidenschaft bleiben Napoleons Kommissare nicht müßig. Obwohl beim Druck des Zweiten Teiles des „Geist der Zeit" kein Verfasser und kein Drucker genannt wurde und man versuchte, die Exemplare auf geheimen Wegen nach Deutschland zu schmuggeln, sind fast alle Stücke beschlagnahmt worden, bevor sie beim deutschen Leserpublikum verbreitet werden konnten. Insoferne ist der „Geist der Zeit" Zweiter Teil für jene Jahre nur ein historisches Dokument, dem – im Gegensatz zu Fichte's „Reden an die deutsche Nation" – die unmittelbare Wirkung versagt blieb.

Ein wichtiges indirektes Ergebnis freilich, das so recht zum Abenteuerlichen jenes beginnenden Aufstandes gehört, hat aber Arndts Stockholmer Schrift schon gezeitigt: Im November 1808 mußte der preußische Minister Reichsfreiherr vom Stein auf Verlangen Napoleons sein Amt niederlegen. Der französische Kaiser erließ sogar einen Ächtungsbefehl gegen ihn* und der gestürzte Minister mußte Hals über Kopf Preußen verlassen und in Böhmen Zuflucht suchen.

In seinem Gepäck und – in seinen Gedanken – führte Stein das Stockholmer Werk Ernst Moritz Arndt's mit

---

* Der aus dem „Kaiserlichen Lager von Madrid" datierte Befehl Napoleons hatte folgenden Wortlaut:

„Erstens: Der gewisse Stein (le nommé Stein), welcher Unruhen in Deutschland zu erregen sucht, ist zum Feinde Frankreichs und des Rheinbundes erklärt.

Zweitens: Die Güter, welche der besagte Stein, sei es in Frankreich, sei es in den Ländern des Rheinbundes, besitzen mag, werden mit Beschlag belegt.

Der besagte Stein wird überall, wo er durch unsere oder unserer Verbündeten Truppen erreicht werden kann, persönlich zur Haft gebracht".

sich, und er erinnerte sich daran, als er drei Jahre später zum Ratgeber des russischen Zaren berufen wurde und sich um ihn der politische Mittelpunkt des europäischen Kampfes gegen Napoleon bildete.

In diesem Sommer 1812 wird es eine von Steins ersten Maßnahmen sein, Arndt zu sich zu rufen. Als dieser Steins Petersburger Arbeitszimmer betritt, wird er „mit solcher fröhlichen Zärtlichkeit“ empfangen „als hätten wir uns schon Jahre gekannt“, wie der alte Arndt sich noch im Jahr vor seinem Tode erinnert.

*

Im „Letzten Wort an die Deutschen“, dem Schlußkapitel zum Stockholmer „Geist der Zeit“ hat Arndt ausgesprochen, was sich zunächst als einzig wirksame Maßnahme gegen den übermächtigen Kaiser Napoleon verwirklicht: jetzt bleibe nur „die Idee der geheimen Propaganda für das Vaterland, das stille Einverständnis und Zusammenwirken der besseren Herzen und Köpfe...“

Das wird schließlich in der Tat den deutschen Dingen eine neue Richtung geben und zum Sturz der napoleonischen Herrschaft führen.

Zwischen Hoffnung und Enttäuschung

Der gleiche Erfurter Fürstentag, der Napoleon im September 1808 auf der Höhe seiner Macht und noch im vollen Einvernehmen mit dem Zaren zeigte (nach Finnland annektierte Rußland nun mit Napoleons Billigung auch Bessarabien), begründete in Wien erstaunlicherweise den Entschluß zu neuem militärischem Auftreten gegen die Übermacht des französischen Kaisers.

Der österreichische Minister Metternich – damals am Beginn seiner Laufbahn – glaubte in Erfurt hinter der Maske zweier Pariser Würdenträger, des Außenministers Talleyrand und des Polizeiministers Fouché antinapoleonische Gesinnungen und Absichten zu entdecken. Auch Napoleons Schwager Murat schien sich an dem Kulissenspiel gegen den französischen Kaiser zu beteiligen, was Metternich zu folgender allzu optimistischer Deutung der Lage veranlaßte*:

„Wir sind also endlich an einem Zeitpunkt angelangt, wo sich im Innern des französischen Kaiserreiches selbst Alliierte anzubieten scheinen, und nicht etwa niedrige Intriganten, sondern Männer, die imstande sind die Nation zu vertreten, verlangen unsere Unterstützung; diese Unterstützung ist unser eigenes Interesse und zugleich das der Nachwelt."

Es sollte sich bald herausstellen, daß die Rechnung falsch war; die Leute vom Schlage Talleyrands waren

* Zitiert nach Bouhler: „Napoleon – Kometenbahn eines Genies", München 1942, Seite 173.

zwar zu verräterischen Spielereien bereit, aber zu entscheidendem und raschem Eingreifen fehlte ihnen sowohl die Kraft wie der Mut.

So kam es, daß für den österreichischen Kaiser sich wiederholte, was der preußische König 1806 erlebt hatte: schließlich stand er Napoleon allein gegenüber.

Gewiß war der französische Kaiser noch in die spanischen Schwierigkeiten verwickelt, und die österreichische Kriegserklärung am 9. April 1809 kam ihm höchst ungelegen. Aber er war sich auch klar darüber, daß Deutschland wichtiger war als Madrid, und so eilte er, wie er sich im Armeebefehl vom 17. April ausdrückte, „mit der Geschwindigkeit eines Blitzes" zu seiner in Bayern im Aufmarsch befindlichen Armee. Schon am 22. April schlug er bei Eggmühl die Österreicher entscheidend. Am Tag darauf war er in Regensburg und versprach seinen Truppen: „Ehe ein Monat um ist, werden wir in Wien sein." Er hielt Wort: am 10. Mai stand er bereits vor der österreichischen Hauptstadt, drei Tage später residierte er im Schloß Schönbrunn.

Es folgte freilich noch die blutige Schlacht von Aspern, bei der das Kriegsglück sich erstmals gegen Napoleon wandte – es war kein klarer Sieg eher eine Niederlage der französischen Truppen. Aber am Ergebnis des ungleichen Kampfes, an dem weder Preußen noch Rußland teilnahmen, konnte diese Schlacht nichts mehr ändern. Österreichs Stellung war erneut geschwächt, die Napoleons nochmals gestärkt; ein halbes Jahr nach dem Friedensschluß übergab der österreichische Kaiser dem korsischen Emporkömmling seine Tochter zur Gemahlin*.

---

* Marie Louise, die älteste Tochter des österreichischen Kaisers, wurde am 2. April 1810 mit Napoleon vermählt, nachdem dieser seine erste Gattin Josephine im Dezember 1809 verstoßen hatte, da sie kinderlos geblieben war. Marie Louise gebar am 20. März 1811 einen Sohn, dem bei der Geburt der Titel „König von Rom" verliehen wurde und der später

Nur ein kleiner Zwischenfall bedeutete für Napoleon eine Warnung: kurz vor dem Abschluß des Schönbrunner Friedens näherte sich bei einer Parade dem Kaiser ein Jüngling, den man verhaftete. Es war ein siebzehnjähriger Pastorensohn aus Naumburg: man entdeckte ein Stichmesser bei ihm und er gestand offen, daß er die Absicht gehabt habe Napoleon zu töten. Der Kaiser verhörte den jungen Mann selbst und stellte ihm die Frage: was er wohl täte, wenn er ihn begnadige. Er erhielt die stolze Antwort: „Ich würde Sie nochmals zu töten versuchen." Der junge Friedrich Staps wurde daraufhin erschossen, Napoleon aber verließ eilends den deutschen Boden.

*

Eine kühne Einzelbewegung gegen Napoleon erhob sich in Tirol. Dieses Land war 1805 bayrisch geworden, wogegen sich vor allem die Bauernschaft auflehnte. Auf das Wiener Signal hin stand sie im Frühjahr 1809 unter Führung Andreas Hofers gegen die Fremdherrschaft auf. Die Tiroler beendeten ihren Kampf auch nicht, als Napoleon längst in Wien und der französische Marschall Lefebvre in Innsbruck eingezogen war. Die Kämpfe dauerten bis in den Winter an. Erst als Andreas Hofer durch Verrat in die Hände der Franzosen gefallen und am 20. Februar 1810 in Mantua erschossen worden war, konnte in Tirol die Ruhe wieder hergestellt werden!

Eine noch dramatischere Tat, die vor allem den deutschen Norden bewegte, endete ebenso tragisch: empört über das Beiseitestehen Preußens im Kampf Österreichs gegen Napoleon rief der preußische Major Ferdinand

---

bis zu seinem frühen Tode (1832) als „Herzog von Reichstadt" am Wiener Hofe lebte, während seine Mutter nach Trennung von Napoleon eine Ehe mit ihrem Oberhofmeister Graf Neipperg einging.

von Schill sein Berliner Husarenregiment zu den Waffen. Auf eigene Faust führte er zuerst bei Wittenberg und dann im Anhaltischen Krieg gegen die Unterdrücker. In seinem „Aufruf an die Deutschen“ hatte Schill erklärt:

„Meine in den Ketten eines fremden Volkes schmachtenden Brüder! Der Augenblick ist erschienen, wo ihr die Fesseln abwerfen und eine Verfassung wieder erhalten könnt, unter der ihr seit Jahrhunderten glücklich lebtet, bis der unbegrenzte Ehrgeiz eines kühnen Eroberers unermeßliches Elend über das Vaterland verbreitete. Ermannt euch, folgt meinem Wink, und wir sind, was wir ehemals waren.“

Der Aufstand des kühnen Majors endet schneller als der der Tiroler. An die Küste abgedrängt, fällt Schill in Straßenkämpfen ausgerechnet in Stralsund schon am 31. Mai, seine Freischar wird gefangen, die Offiziere erschossen, die Mannschaft auf die Galeeren verschickt.

Das Ereignis erschüttert Arndt aufs tiefste. Hier war endlich der im „Geist der Zeit“ ersehnte kühne Mann – und statt des Sieges nur noch tieferer Sturz! Als Bruder Friedrich kritisch nach Stockholm berichtete, man spreche ungünstig über das Schillsche Abenteuer: „den Stralsundern hat er Unglück, Schlacht, Einquartierung von Holländern und Dänen gebracht“, antwortet Arndt mit einem empörten „Aufruf an die Deutschen bei Schills Tode“.

O Deutsche nicht mehr Deutsche,
Nicht Männer, eitel Weiber!
Was krümmt ihr tief die Leiber
dem Schlag der Sklavenpeitsche?

*

Obwohl Arndt – wie er „der Wahrheit zu Ehren gestehen muß“ – auch nach dem Sturz des schwedischen

Königs, als dessen franzosenfeindlicher Ratgeber gegen den „von den meisten Schweden vergötterten Napoleon“ er galt, keinen Benachteiligungen ausgesetzt war, drängte es ihn nun entschieden zur Rückkehr nach Deutschland. Das war für ihn freilich jetzt mehr als je zuvor ein gefährliches Abenteuer. Zu seinen Gunsten wirkte nur, daß die napoleonische Herrschaft nun völlig gesichert und die Wachsamkeit der französischen Behörden nachzulassen schien. Die Annahme eines falschen Namens und sein geschicktes Verhalten reichten aus, die zwei Jahre bis zur nächsten Entscheidung einigermaßen unbehelligt auf deutschem Boden zu verbringen.

In dieser Zwischenzeit tritt Arndt erstmals unmittelbar in den Bereich jenes neugeborenen Preußen ein, das schließlich das geistige, politische und soldatische Rückgrat der deutschen Befreiung wurde.

Männer wie Stein und Hardenberg in der Verwaltung, Scharnhorst, Gneisenau, Grolmann u. a. im Militärwesen schufen die Vorbedingungen für die ersehnte künftige deutsche Souveränität. Sie waren modern und gebildet genug, die Schlacken der nachfriederizianischen Zeit zu beseitigen und die Gedanken der Französischen Revolution mit einer neuen Betrachtung preußisch-deutscher Notwendigkeiten zu vereinen. Der sogenannte „Tugendbund“, in Königsberg in Ostpreußen entstanden, verband die besten Kräfte des Landes zu neuer Staatsgesinnung, zu einer Besinnung auf das national Erforderliche, zu einem neuen Geiste patriotischer Übereinstimmung.

Dem politischen Reformwerk, das der Reichsfreiherr vom Stein einleitete und der Staatskanzler Hardenberg fortsetzte, folgte das entscheidend militärische: das alte preußische Heeressystem wurde abgeschafft. Man griff das Prinzip des „Volkes in Waffen“ auf.

Für Arndt waren dies vertraute Gedanken: schon 1806 hatte er in der vorpommerschen Regierungskanzlei die modernen Ideen studiert und sie später dem schwedischen König nahegebracht. Schließlich erwies sich die preußische Heeresorganisation – sie mußte unter den mißtrauischen Augen Napoleons mit aller Geschicklichkeit und mancher Tarnung* bewirkt werden – als eines der wesentlichsten Grundlagen des Befreiungssieges.

In den Bereich dieser Bestrebungen und Ideen trat nun der „Sprachlehrer Allmann" – unter diesem Namen verbarg sich Arndt bei seiner Rückkehr nach Deutschland und vor allem während der folgenden monatelangen Aufenthalte in Berlin – mit leidenschaftlicher Anteilnahme ein.

Dem Bericht über die wechselvollen persönlichen Erlebnisse jener Jahre zwischen 1810 und 1812 darf der Erzähler dem alten Arndt selbst überlassen, der sie in seinen „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" ausführlich und lebhaft geschildert hat. Es ist mehr als das Schicksal eines einzelnen, das sich im nachstehenden Kapitel spiegelt – bis in die kleinen Tagesgeschehnisse lebt die Zeit in ihrer Verzagtheit und in ihrer Hoffnung aus den Begebenheiten wieder auf, die Arndt ebenso bieder wie reizvoll schildert.

Zwischen den Zeilen fühlen wir, daß diese Jahre, in denen alle noch ohne persönlichen Ehrgeiz nur der Sache dienten, da man sich brüderlich umschlang und festhielt,

---

* So wurden beispielsweise – um die von Napoleon festgelegten Höchstzahlen für die Armeestärke nicht zu überschreiten – alle drei Monate neue Rekruten eingezogen und ausgebildet, für damalige Verhältnisse und Ansichten ein revolutionäres Verfahren. Entscheidend war der geistige Ausgangspunkt: der Wille zum Widerstand auch in zunächst hoffnungsloser Lage. Er wurde zum verbindenden Element zwischen den Soldaten Scharnhorst, Gneisenau, Clausewitz mit den Politikern Stein, Hardenberg und den Dichtern, Denkern, Volksmännern wie Kleist, Fichte, Schleiermacher, Jahn. Zu allen ihnen trat Arndt in jenen Jahren in unmittelbare Beziehung.

während draußen vor der Tür die Spitzel des französischen Sicherheitsdienstes ihre Ohren anlegten, vielleicht die schönsten in Arndts Leben waren. Es war, wie Arndt an andrer Stelle für das Jahr 1812 schrieb:

„Was in Berlin von Männern und Frauen das Lebendigste, Mutigste, Tapferste und Zornigste war, hatte sich damals in vielen einzelnen Haufen und Häuflein zusammengeschart, ja zusammengedrängt. Ich geriet durch liebe Freunde auch in einen solchen Haufen, und glaube, in den allerbesten.“

Stockholm – Berlin – Breslau

Arndt berichtet in seinen „Erinnerungen aus dem äußeren Leben“ zunächst aus dem Stockholmer Sommer 1809:

„Ich machte denn meine Sachen allmählich fertig, schaffte mir Wechsel und Pässe und fuhr gegen das Ende des Sommers wieder gegen Süden. Ich hatte durch einen treuen Freund doppelte Pässe, die einen auf England, die andern auf Deutschland genommen. In Schweden nahm ich der Sicherheit wegen (ich meine, zwei Menschen nur wußten meine wahre Reise), weil die halbe Welt mit welschen Helfern und Spähern bedeckt war, von den Leuten Abschied, als wenn ich über Gothenburg nach England ginge. Ich aber fuhr nach Bleckingen und segelte im Anfang des Septembers mit einem preußischen Schiffe von Karlshamn nach Rügenwalde ab, wo ich nach geschwindester Fahrt mit einem mächtig treibenden Winde als Sprachmeister Allmann landete. Von hier fuhr ich den folgenden Tag mit einem Küstenschiffchen nach Kolberg. Denn ich wollte mich nicht gern der Reise auf Postwagen und mehr mitten im Lande anvertrauen, weil ich fürchtete, es könne mir das Spiel des Zufalls dort unwillkommene Bekannte zuführen; ich könne auch vielleicht auf französische Zöllner und Schnüffler stoßen. Als Wanderer aber nach meiner Weise bei Nacht und Nebel und auf wenig betretenen Pfaden durch Brüche und Wälder mich durchzuschlagen, konnte ich hier nicht brauchen. Denn ich war diesseits der Oder ein Fremdling und hatte früher nie einen Fuß hierher gesetzt. Dazu kam noch, daß ich wegen der langen Abwesenheit aus Deutschland der einzelnen Zustände in diesen Gegenden völlig unkundig war.

„Kolberg, obwohl durch Gneisenau und seine tapfern Krieger und durch Schills Husaren wieder mit neuen

Lorbeeren gekrönt*, warf doch in dieser Zeit einen schwarzen Schatten des Todes auf mich. Ich sah auf der Heide preußische Husaren und Artilleristen exerzieren, sah die Schanzen am Meer, worin und worum so blutig gefochten war, gedachte der Schatten der vor den grünen Wällen gefallenen Helden; aber meine Stimmung war der weiten kahlen Sumpfheide und dem darüber hinwehenden Nebelbrodem der Salzwerke und dem öden Geschwirr der kahlen und entasteten Tannen gleich, die um die Schanzen und in den Dünen standen. Ich hatte in meiner Gaststube in der Zeitung die wiederholte Trauerbotschaft gelesen, daß an der Donau der Friede wahrscheinlich bald werde abgeschlossen werden."**

„Ich hatte hier drei Tage gewartet, indem ich wieder mit Salzschiffen abgehen wollte, die längs den Küsten fortsegeln und in die Oder einlaufen sollten. Den zweiten Tag war ich schon eingeschifft, aber kaum waren wir eine halbe Stunde auf der See, so kam ein heftiger, widriger Wind, und alle diese flachen und schlechten Schiffe liefen wieder zurück, und der Schiffer erklärte mir nach den Luftaspekten, daß sie wohl noch vier bis fünf Tage liegen bleiben müssen, ja daß sie in Erwartung günstiger Winde oft acht bis zehn Tage so liegen müßten. Was war zu tun? Ich mußte nun endlich schon die Landreise wagen und dang mir einen Fuhrmann, der mich in anderthalb Tagen über Treptow und Kamin in Wollin ablieferte. Da saß ich nun wieder fest. Hier hätte ich mich mit dem Stabe in der Hand über die Inseln Wollin und Usedom leicht nach dem mir bekannten Wolgast durchschlagen können, wenn ich erstens nicht gefürchtet hätte, dort sogleich auf Bekannte zu stoßen, und wenn ich zweitens nicht zu schweres Gepäck geführt hätte, das ich nicht gern fahren lassen wollte und das mich doch wieder leicht verdächtig machen konnte. Ich führte nämlich zwei Koffer und einen gewaltigen großen Korb eines recht erbaulichen Inhalts:

---

* Erinnerung an die erfolgreiche Verteidigung der von den Franzosen belagerten Stadt Kolberg im Frühjahr 1807. Es gelang damals den Franzosen nicht, die von Gneisenau, Schill und dem Bürgermeister Nettelbeck entschieden verteidigte Stadt in ihre Hand zu bekommen. Die Stadt blieb bis zum Friedensschluß unbezwungen.

** Gemeint ist der Friede von Schönbrunn. Vgl. Seite 99.

denn er war von meinen Stockholmer Freunden bei meiner Abreise mit edlen Weinen, Chokolade, Tee, Wurst, Käse usw. bis zum Übermaß vollgepfropft. Hier mußte also wieder ans Segeln gedacht werden, und zwar auf dem Achterwater in die Peene hinein und auf Anklam zu. Aber auch hier waren die Winde nicht mit mir im Bunde. Zweimal versuchte ich mit einem kleinen Segelkahn die Ausfahrt, zweimal brachten uns Windstille und Gegenwind wieder in das Städtchen Wollin zurück. Erst den fünften Tag gelangte ich nach dem Städtchen Neuwarp und den sechsten gegen Mitternacht an die Anklamer Brücke. Hier ließ ich meine Sachen an der sogenannten schwedischen Seite ans Land setzen und flugs ans Wach- und Zollhaus tragen. Ich, ohne zu wissen, wes Geistes Kinder drinnen seien, gebärdete mich wie ein Mann des vollsten Mutes und Rechts, pochte und lärmte gewaltig, denn alles schlief. Ich gewahrte auch nicht, welcherlei Volk es war. Alles lag schlaftrunken da, einer rappelte sich auf, sah meine Sachen kaum an – denn die Nacht war kalt, und eines guten Trinkgeldes froh, streckte er sich sogleich wieder hin. Ich winkte meinem Schiffer, und er und seine Frau trugen mein Gepäck in ein nahestehendes Gasthaus, wo ich in früheren Jahren zuweilen eingekehrt war. Dies war auf dem sogenannten Anklamer Damm der schwedischen Seite. Ich hielt mich hier nur ein halbes Stündchen auf, nahm einige Erfrischung, befahl dem Wirt meine Sachen, die ich morgen werde abholen lassen und flog dann wie ein Vogel über den Damm weiter. Dann ging es durch Ziehten linker Hand des Weges auf Gützkow, welchen ich in jüngeren glücklicheren Tagen oft befahren und gepilgert hatte. Aber es war eine stockfinstere neblichte Nacht oder vielmehr eine Morgennacht und bei Lüssow, einen mir wohlbefreundeten Rittersitz der von Wolfradt, geriet ich auf eine falsche Fährte und verlief mich ins Peenebruch, und als ich mich von da wieder zurückgewendet hatte, wieder nachts in ein falsches Dorf, wo der Nachtwächter nicht übel Lust hatte, mich als einen Dieb auszuschreien. So hatte ich mehrere Stunden wie auf Irrwischpfaden verloren: doch als ich endlich den Turm von Gützkow sah, konnte ich nicht mehr irren, und trat in der Morgendämmerung in den Trantower Hof, als

aus dem andern Tor desselben die Ochsen von den Pflügern eben zur Frühharbeit herausgeführt wurden . . .“

„Hier war ich denn wieder an sehr traulicher Stelle, sah mein Kind, meinen achtjährigen Sohn, sah meine Geschwister, ach! den lieben Vater sah ich nicht wieder. Ihn hatten sie den vorigen Sommer begraben. Unruhen und Sorgen und Verluste des Vermögens von allen Seiten her, wie es in so bösen und räuberischen Zeiten nicht anders sein konnte, hatten ihn, den einst so Starken, vor seinen Tagen getötet. Solche freundliche, friedliche Natur, als Gott ihn geschaffen, war dieser Zeit nicht gewachsen. Meine Mutter war ihm schon vor vier Jahren vorangegangen. Sie war 56, er 68 Jahre alt geworden – wie weit war er hinter seiner Mutter und seinem Bruder Hinrich zurückgeblieben!“

„Weil das Land, worin einige Mecklenburger als Rheinbundsgenossen standen, noch von Franzosen beherrscht und hie und da von französischen Verwaltern durchstrichen ward, saß ich hier in Trantow des Tages gewöhnlich in einem einsamen Stübchen versteckt und verborgen, den meisten Kommenden und Gehenden ein Geheimnis. Abendlicher- und nächtlicherweise erging ich mich denn gewöhnlich im Baumgarten oder im Walde mit einem der Brüder oder mit der geliebtesten Schwester Gottesgab oder der alten lieben Base Sofie. Nur eine einzige Fahrt machten wir im Dezember durchs Land zu meinem Bruder Karl, der zu Zipke bei Barth auf Domänengütern wohnte, ungefähr sechs Meilen von Trantow. Ich hatte mich so verhüllt und verkappt und so wunderlich greisenhaft mit Mänteln und Mützen verstellt, auch meinen Bart für diese kleine Ausfahrt so genährt, daß, wenn uns auch Bekannte begegnet wären, der Teufel selbst uns kaum erkannt haben würde. Doch brauchten wir Vorsicht, unterwegs nirgends einzukehren, sondern im Freien, in irgendeiner hübschen Waldecke am Wege wurden die Pferde und auch die Menschen gefüttert. Ich hatte alten schwedischen Wein aus meinem gewaltigen Speisekorbe und pommersche Gänsebrüste mit. Die letzte Lagerung hielten wir im Tannenwalde bei Franzburg. Dort trank ich auf das süße Gedächtnis längst verweinter und verschiedener Tage – einst hatte ich dort unter Finken- und Nachtigallen-

schlag mit meiner Braut einen frühlichen Sommernachtstraum gefeiert bei einer Frühlingsfahrt zwischen Greifswald und Löbnitz – ich trank auch den Minnetrank meiner lieben Stockholmer, die mir den Wein aus Flaschen gefüllt hatten. So mußte ich in der Heimat neben so vielen Verwandten und Bekannten mich wie ein Bandit durchs Land schleichen. Das waren Zeiten! Es war aber dieser Reisetag ein heller sonnenscheiniger, bereifter Dezembertag."

„Ja das waren Zeiten! Das war ein Jahr, das Jahr 1809! Es hatte mit der Achtung und Flucht des edlen Ministers vom Stein aus Berlin begonnen. Alle seine Arbeiten, Aufstände, Kämpfe und blutigen Männerschlachten waren durch einen fürchterlichen Frieden verloren und beruhigt; so viele und große Hoffnungen von vielen Menschen lagen wieder versunken in dem Abgrund der Verzweiflung. Es endigte mit der Auslieferung und Hinrichtung des frommen Andreas Hofer."

„Ich war in der Heimat; aber es war mir hier alles zu durchsichtig. Das Land war freilich wie gesagt, nicht von Franzosen, sondern von mecklenburgischen Truppen besetzt. Aber es gab dort einzelne französische Angestellte und Beamte; es strichen hin und wieder einzelne welsche Abenteurer oder Sendlinge durch; auch einzelne für die welschen Zwecke erkaufte und eingelernte Schelme und Späher deutscher Zunge, die einem Geächteten gefährlich werden konnten. Ich meine mit den Schelmen deutscher Zunge keine Pommern. Ich darf die Art meiner Heimat nicht schwärzen; sie ist etwas träg und bequem, aber durchaus gutmütig und gerade, ihre mit Recht gepriesene Frühlichkeit, Tapferkeit und Treue beugt sich gottlob selten zu Ränken und Hinterlisten hinunter."

„Ich ging nach Berlin. Dort hoffte ich in dem dichten Menschengewühl mich der Welt verbergen und still und verschlossen für mich leben und studieren zu können. Ich kannte die Stadt kaum, war nur einigemale durchgeflogen, ein einziges Mal vor elf Jahren etwa eine Woche dagewesen. Ich konnte hoffen, der Sprachmeister Allmann werde von niemand erkannt oder nur von denen, welchen er sich anvertrauen durfte, gekannt und erkannt werden. Ich hatte dort einen treuesten redlichsten Herzensfreund

aus jugendlichen Jahren, den Buchhändler Georg Reimer, einen geborenen Greifswalder. Dem hatte ich geschrieben, mir ein Quartier zu bestellen, nicht zu weit von ihm. Mein Bruder führte mich mit eigenen Pferden bis Pasewalk; von da ließ ich mich auf der Schneckenpost, welcher ein Fußgänger damals leicht ein paar Meilen voraus abgewinnen konnte, nach Berlin ziehen."

„Ich kam ein paar Tage vor Weihnachten an, dem Tag vor dem feierlichen Einzuge des Königs und der Königin von Preußen*. Ich mußte den Zug und die Freude mit ansehen. Jedes Herz, in welchem noch ein deutsches Fünkchen atmete, war durch das fürchterliche, allen gemeinsame und mehr oder weniger von allen verschuldete Unglück jetzt ein allgemeines deutsches Herz geworden. Das weiland so stolze und glorreiche Berlin lag nun auch da in Staub und Asche wie eine Königin der Länder, deren Gemahl und Herrscher von einem bösen Feinde mit Bande umstrickt ist. Ich mußte heraus aus meinem Stübchen**, und mit den Jauchzenden und Weinenden die Straße unter den Linden und die großen Plätze um das Schloß mit durchhinken. Denn ich ging ein Knie mit einem Schnupftuch umwunden; war in Zehdenick beim Aussteigen aus dem Postwagen ausgeglitscht und blutig verwundet. Ich spreche von Weinenden unter den Jubelnden. O mehr Augen waren naß von Wehmut und Schmerz als von Freude. Der schönen Königin, die sich dem begrüßenden Volke im Fenster zeigte, sah man an den rotgeweinten Augen den tiefen Gram in der Wonne an. Denn wo waren die alten siegklatschenden Adler hingeflogen? Meine Augen suchten Scharnhorst***, der blaß und verschlossenen Blickes und vornüber gebückt sich

---

* Friedrich Wilhelm III. und die Königin Louise hatten seit dem Kriegsjahr 1806 in Memel und Königsberg gewohnt und kehrten nun erstmals wieder nach Berlin zurück.

** An anderer Stelle erwähnt Arndt, daß er den Einzug des Königspaares „an der Seite Jahns", seines einstigen Schülers aus Greifswald, des nachmals bekannten „Turnvaters" miterlebte; Jahn war damals noch Lehrer am Plamannschen Erziehungsinstitut. 1811 gründete er seine Turnanstalt in der Berliner Hasenheide.

*** Gerhard David von Scharnhorst, damals Generalmajor und Leiter der preußischen Militärverwaltung, wurde 1810 Chef des Generalstabs der Armee, starb nach einer Verwundung im Juni 1813. Vgl. auch Seite 120.

von seinem Rosse unter anderen Generälen ruhig forttragen hieß."

„Ich blieb denn in meinem notwendigen Versteck. Meine herzigen Reimers und der Tiergarten und die prächtigen Spaziergänge* längs der Spree in Bellevue, mit deren düstersten und einsamsten Winkeln ich vertraut ward, teilten sich in die Stunden meiner Muße. Doch ging ich zuweilen mit in das Schützenhaus, wo mein Freund und mehrere gute Gesellen sich im Schießen mit Büchsen und Pistolen übten, der Gesinnung und Hoffnung, sie würden diese Fertigkeit einmal gegen den Reichsfeind gebrauchen können. Ich machte das so mit."

„In dem Hause dieses meines Freundes und noch bei einem andern ward ich denn auch mit einigen trefflichen Männern und Jünglingen bekannt**, die den Gefühlen, wodurch die Menschen damals zusammengeführt wurden, treu geblieben sind. Es war das doch eine schöne Zeit: alles bedrückt, bedrängt, verarmt und im Wechsel zwischen Hoffnung und Verzweiflung schwebend; doch wenn auch nur ein Lichtfunken der Hoffnung aufschimmerte, zu welchem hellen Morgenrot der Zukunft entfaltete es plötzlich sein mächtiges Gefunkel! Und die Nacht und die mitwissenden Sterne belauschten Worte, welche in Gesellschaften die Furcht damals kaum zu wispern wagte. Es war ja eine Donnerwetterzeit, und man weiß, daß auf den schwärzesten Wolken das Licht sich am schönsten abspiegelt."

„Furcht? Sind die Deutschen so feige Kreaturen der Furcht und des Schreckens? Nein! Aber seit Adams Apfelbiß fürchtet sich jeder vor Schlangen. Die Franzosen

---

* Mit Fichte und Gruner, wie er an anderer Stelle schreibt.

** Arndt verkehrte damals vor allem bei der sog. Charlottenburger „Schießenden und Lesenden Gesellschaft", an deren Spitze ein Graf Chasot stand. Dieser war bis kurz vorher Stadtkommandant von Berlin gewesen, dann aber wegen Begünstigung des Schillschen Ausmarsches aus Berlin seines Postens enthoben worden. Nun lebte er unter dem Namen „Amtsrat Richter" in Charlottenburg. „Fröhliche Waffenübungen" nennt Arndt die Zusammenkünfte dieses Kreises, in dem er auch Clausewitz, Schleiermacher, Arnim, Brentano und Heinrich von Kleist kennenlernte. Auch Kleist war von Arndts „Geist der Zeit" stark beeindruckt worden; der Dichter verzweifelte freilich angesichts der hoffnungslos erscheinenden Verhältnisse und erschoß sich am 21. November 1811 am Kleinen Wannsee bei Berlin.

– sie sagen, Napoleon, aber in diesen Künsten sind sie von jeher Meister und Überlister gewesen – hatten über das alte Germanien ein Gewebe der Auflauerei und Späherei geworfen, in dessen weiten Falten jene zischelnden und giftzüngelnden Würmer der Hinterlist und des Verrats verborgen lauerten. Dieses Gewebe, ja dieses Netz und die einzelnen Fäden desselben hielt vor vielen andern der französische Gesandte Reinhard in Kassel und der westfälische Botschafter Freiherr von der Linden in Berlin und der Franzose Bignon in Stuttgart in der Hand, welcher später unter den Bourbonen unverschämt genug den Verfechter der sogenannten großmenschlichen und freisinnigen Ideen des Jahrhunderts gespielt hat. Ich habe mich immer geschämt und gegrämt, daß jener deutsche Apostat Reinhard, noch dazu ein deutscher Schwabe, ein Mann aus dem besten deutschen Stamm, erst Jakobiner, nun ein williger Scherge des Mannes, der sein deutsches Vaterland schändete, sich zu solchen Künsten gebrauchen ließ. Nein! nein! nicht das hat mich geschämt und gegrämt – was können die wackern Schwaben für einen einzelnen Unreinen? – sondern jenes viel Schlimmere, daß die deutsche Sorglosigkeit und Herzlosigkeit gegen das geliebte Vaterland und seine Ehren sich so weit hat vergessen können, diesen Renegaten einen Warner, Helfer und Beschützer der Deutschen, ja einen edlen Deutschen, einen deutschen Mäcenaten und Musageten zu nennen. Dank ihm der Teufel sein böses Handwerk! Und was soll man Rühmliches und Löbliches da herauspressen, daß er, während er das ganze Volk nach seinen Kräften mit in den Sack schieben half, diesem und jenem deutschen Schriftsteller wohl mal irgendeine Hilfe oder einen Wink der Vorsicht gegeben hat?"

*

„Um Ostern 1810 verließ ich Berlin. Meine Heimat war wieder an Schweden zurückgegeben; ich ward von dem schwedischen General Statthalter Grafen von Essen wieder in meine alte Stelle in Greifswald eingesetzt. Er bewillkommnete mich als einen, der aus England zurückkomme, so weit hatte sich jenes Gerücht über meine Reise dahin in Schweden doch bewahrt. Ich trat wieder in

meine Stelle ein, nicht weder mit der Lust noch mit der Hoffnung, daraus nicht verrückt zu werden. Wer konnte sich hier nur für ein paar Jahre irgendetwas Sicheres und Bleibendes einbilden? Aber ich bedurfte fürs erste der Stellung bürgerlicher Ehre und Unbescholtenheit, ich bedurfte auch, meine Haus- und Familiengeschäfte einmal wieder ein wenig zu ordnen. Schon im folgenden Sommer 1811 war ich damit fertig, suchte und erhielt meine Entlassung, packte mein Gerät, meine Bücher und Papiere zusammen und ging nach Trantow aufs Land. Ich hatte meine Füße leicht gemacht und war körperlich und gemütlich auf alles gerüstet. Denn neue ungeheure Wetterwolken zogen sich an dem europäischen Horizont zusammen. Gewarnt war ich genug, mich in acht zu nehmen, von mir selbst und von Freunden gewarnt, unter anderm auch von dem edlen Villers. Ich setze ein Zettelchen hierher, das es mir in jenem herrlichen Kometensommer 1811 schickte, mit griechischen Lettern in deutscher Sprache geschrieben, welches ich noch unter meinen Kleinodien bewahre. Es lautet wie folgt: ‚Man ist in Paris und Hamburg äußerst besorgt über eine geheime Gesellschaft in Deutschland, die feindliche Absichten gegen Frankreich hegen soll. Man vermutet, daß sie ihren Hauptsitz in Berlin habe und sich über den nördlichen Teil von Deutschland verbreite. Davout* hat Aufträge bekommen, ein wachsames Auge zu haben.‘ “

„Meine letzten anderthalb Jahre in Greifswald waren mit vielen Dornen durchsäet, besonders durch die Flauheit und den wälschelnden Sinn derjenigen, welche ich wegen alter freundlicher Erinnerungen und verwandtschaftlicher Verhältnisse hätte ehren sollen. Kosegarten war unterdes Professor in Greifswald geworden. Dieser und mein Schwiegervater Quistorp und dessen Bruder, der Maler Quistorp, waren so von der napoleonischen und französischen Bezauberung und von der Vergötterung der sogenannten liberalen Ideen der Franzosen befangen, daß dies die alte herzige Gemeinschaft unter uns störte. Die

* Der französische Marschall Davout war nach der im Frühjahr 1810 erfolgten Einverleibung Hollands, Ostfrieslands und der Hansestädte in das französische Kaiserreich zum napoleonischen Generalgouverneur mit dem Sitz in Hamburg ernannt worden.

Geister sonderten sich jetzt und nahmen ihre verschiedenen Quartiere ein; und das mußte so sein. Dies ging denn oft über bloße Verdrießlichkeiten hinaus* ..."

„Doch mochte immer der gebrochene Johannes Müller gerufen haben: ‚Ich habe Napoleon gesehen, ich sah den Finger Gottes und alles soll sich beugen!' Diese Worte sprach Johannes von Müller, als er am 20. November 1806 im Berlinder Schlosse eine Privatunterredung gehabt hatte. Mochte Heeren in dem vom Perthes herausgegebenen ‚Deutschen Museum' dem deutschen Volke eben eine hoffnungslose Grabrede gehalten haben; mochten auch andre nachkrächzende Krähen solcher Verirrten und dienstfertige Zurechtmacher und Ausschmücker der Feigheit und Schande sein, welche, wie später der große Niebuhr von ihnen sagte, gleich gefesselten Opernhelden, die unter Schäferinnen geraten, sich die garstigen Ketten schon mit Blumen umwanden – es gab allenthalben noch recht zornige und auch hoffnungsvolle Protestanten gegen diese Lehre eines widerlichen fatalistischen Gehorsams; es gab gottlob auch in Greifswald recht viele!"

„Wenn ich bei denen, welche meine Eigensten hätten sein sollen, nur den Gegenklang, aber nicht den Wiederklang meiner Gefühle und Hoffnungen fand, so fand ich

---

* Im Frühjahr des Jahres 1811 versuchte Arndt historisch-politische Thesen aufzustellen und zu verteidigen, wozu er allerdings die Genehmigung des Dekanats und des Rektorats brauchte. Nach langem Hin und Her untersagte man ihm schließlich die Verteidigung der Thesen, wobei auch Arndts Schwiegervater als Rektor eine Rolle spielte.

Die Thesen waren sehr zeitpolitisch gefaßt; so lautete die sechste These:

„Man lobt ein gewisses neues System von Bündnissen als das höchste und einzige Heil der Welt. Wir aber glauben, daß in diesem System kein echtes Bündnis sein könne, sondern daß es Knechtschaft unter dem Namen des Bündnisses ist. Das nämlich ist allein Bürgschaft für Bündnisse, nicht, daß von denen, die ein Bündnis schließen, der eine für sich fürchtet, der andere sorglos ist, sondern daß jeder von beiden etwas hat, was er fürchtet."

Da dieses Wort als Angriff auf das damalige französisch-schwedische Bündnis aufgefaßt wurde, mußte Arndt die These ändern; sie lautete dann:

„Ein Bündnis zwischen Staaten wird nicht aus Liebe geschlossen, sondern aus Notwendigkeit. Furcht festigt Bündnisse."

Als man Arndt trotzdem weiter Schwierigkeiten machte, riß ihm die Geduld, er schrieb an den Dekan: „Es ist unglaublich, wie weit die Furcht geht. Man sollte ja wohl über sich und seine Mängel untersuchen dürfen?"

bei den ehrwürdigen Männern von Weigel und von Hagemeister und bei meinen jüngeren Freunden Schildener, Billroth, Gagern, Gesterding, Eichstedt – denn Rudolphi und Rühs verließen nun auch Greifswald für Berlin – die Fülle des Zorns und der Hoffnung, das Herz ausströmen zu lassen. Uns war nicht bloß der Komet aufgegangen, aus welchem einige Abergläubische große Veränderung der Dinge deuten wollten; wir hatten den Glauben in der Hand, wir hatten Spanien und Arthur Wellesley*. Wie oft haben wir dieses großen europäischen Retters, Wellingtons, Gesundheit geklungen! Ja, dieser große Engländer und die Spanier Romana, Ballesteros, Empecinado und Castagnos wurden durch mich, der ich bei Besuchen meiner Brüder oft mit Pächtern und Landedelleuten in Berührung kam, so romantisch und phantastisch bekannte Namen, daß sie bei solchen, welche Merinoherden hatten oder sich anlegten, die edelsten Widder bezeichnen mußten, mit einer bessern Bedeutung als die deutschen Hunde im siebzehnten, achtzehnten Jahrhundert die Namen der französischen Feldherren und Mordbrenner Melac** und Duras geführt haben."

„Ich saß also in Trantow bei Loitz, zur Reise oder Flucht gerüstet. Durch Freunde in Petersburg hatte ich mir Empfehlungen an den russischen Gesandten Grafen Lieven in Berlin verschafft. Gleich nach Neujahr 1812 fuhr ich auf eine Woche nach Berlin und erhielt von ihm einen Paß für Rußland. Dort war doch noch Europa. Nie hatten meine Gedanken nach Amerika gestanden – selbst wenn ich gefürchtet hätte, Europa sei verloren – nach seiner habsüchtigen und gebildeten Barbarei. Kaum war ich einen Tag aus Berlin zurück (wir waren, eine große Schar, in sehr fröhlicher Abendgesellschaft bei dem Probst in Loitz, Konsistorialrat Barkow), so erschien ein reitender Bote mit einem Briefe meines Freundes Billroth aus Greifswald. – Er meldete, die Franzosen seien über die

---

* Gemeint ist der englische General Arthur Wellesley Herzog von Wellington, der damals über Portugal gegen Spanien vorging (vgl. Anmerkung Seite 94).

** Französischer General, der 1689 auf Befehl Ludwigs XIV. die Pfalz verwüstete. Auch die Zerstörung des Heidelberger Schlosses war sein Werk.

Grenze gerückt und würden morgen wohl das ganze Land überschwemmt haben. Wir packten und bündelten uns nun auf das geschwindeste auf. Ich fuhr noch in derselben Nacht nach dem noch franzosenleeren Stralsund, wo ich einige Gelder einkassierte, schlief die folgende Nacht bei einem alten werten schwedischen Freund, Oberhofmarschall Freiherr Munck in Brandshagen und fuhr frühmorgens in einem Schlitten von dannen, schon mitten durch hin und her sprengende französische Husaren und Dragoner; erreichte mit der Morgendämmerung das schon von welschen Soldaten wimmelnde Greifswald, drückte einigen Freunden die Hand, ging dann auf bekannten Pfaden fern von den Landwegen auf eine Stelle, wo ein Schlitten meines Bruders von Trantow hielt, und kam dort in der Abenddunkelung an. In Greifswald bei der Einfahrt über die Brücke am Steinbecker Tor ward mir wunderlich zumute. Ich erblickte einen verdächtigen Kerl, der mich sogleich erkannte und mit wunderfreundlicher schlauer Miene grüßte, einen Greifswalder Schelm, der eben nicht Ursache hatte, mein Freund zu sein, und den alle Welt beschuldigte, er habe während der früheren Anwesenheit der Franzosen für sie den Späher und Besteller gemacht. Er hat wenigstens mein Blut nicht begehrt."

„Ich schlüpfte zu Trantow durch eine Hintertür ins Haus und begab mich auf ein Seitenstübchen, von wo ich bei entstehendem Lärm sogleich hätte in den buschigen Garten gelangen können, dessen Wirren und Ausgänge ich alle kannte, und von wo ich in wenigen Minuten in die Wälder und Gebüsche der mir wohl bekannten Peenesümpfe entrinnen konnte. Es waren schon mehrere französische Offiziere und Gemeine im Hause. Diese nahm mein Bruder mit Wein und Branntwein tüchtig zusammen; sie waren durch Märsche über Eis und Schnee erfroren und ermüdet und schnarchten ruhig und unschädlich, während ich die ganze Nacht mit Einpacken und Ordnen von Papieren und mit Briefschreiben beschäftigt war, um den Meinigen die letzten Aufträge, Wünsche und Segnungen zu übergeben. Denn solange der Mensch lebt, meint er immer noch etwas zurecht zu legen und zu ordnen zu haben, selbst wenn das Licht des Todes ihm schon auf die Finger brennt."

„Gegen die Morgendämmerung ging ich denn wieder aus dem Hinterpförtchen durch die Küche ins Freie auf den unter meinen geschwinden Schritten knirschenden Schnee hinaus. Meine Base, meine Schwester, mein Knäbchen hielten mich umklammert. Ich mußte sie abschütteln mit Küssen und Wegschiebungen und mit geschwinderen Schritten ihnen enteilen. Ich hörte meinen kleinen Sohn, als wenn er mich einholen wollte, hinter mir herlaufen und laut heulen. Da ward meine Seele in mir zornig und fluchig. Rasch ging mein Lauf nun durch Büsche und Geröhrig zur Peene hinab und über die gefrorene Peene hin. Als ich gegen das gegenüberliegende Hochfeld aus den Flußwiesen ins preußische Gebiet hinaufstieg, da ging die Sonne hell auf für den schönsten Wintertag. Ich grüßte sie mit betender Seele als ein glückweissagendes Zeichen, traf bald den Schlitten meines Bruders, der durch Loitz gefahren war; wir fuhren auf einen adligen Hof an und aßen ein pommersches Frühstück bei einem alten Hauptmann von Glöden, und langten gegen Abend zu Clempenow an der Tollense bei dem Oberamtmann Fleischmann an, einem lieben alten Freund und Gastfreund . . .“

*

„So war ich denn mitten durch die Feinde glücklich wieder zur sichern und freundlichen Stelle gekommen. Bei solchen Gelegenheiten hilft Mut und die Klugheit, nicht zu viel zu sorgen und zu fragen, besonders aber die Klugheit, weder eine zu sorgliche noch zu gefaßte Gebärde vorzustellen. Die Mitte. Aber frisch drein muß man gehen, wie ich vor zwei Jahren in der Mitternacht die Zollbude auf dem Anklamer Damm stürmte. Doch wem hilft Mut allein? Gott hatte mir durchgeholfen. Hier in Clempenow ruhte ich noch zwei Wochen aus und kam den Anfang des Februars in Berlin an.“

„In Berlin fand ich ein unendliches Getümmel und Gewimmel von den verschiedensten Menschen und den verschiedensten Ansichten, Gedanken, Hoffnungen und Verzweiflungen, wie und wann das Gewitter, das wieder schwarz am Horizont hing, losplatzen werde, und wohin

sich jeder stellen solle*; wohin der König von Preußen sich stellen werde. In diesem Wirbel geriet ich frisch hinein, und natürlich geriet ich in den Kreis, worin mein alter Freund Reimer und meine Freunde vom Winter 1809 sich bewegten. Dies war eben ein Leben und Weben, ein Wogen und Treiben der Kräfte. Die Herzen schlugen vollern Schlag, die Liebe fand vollste seligste Umarmung; der Haß und Zorn, damals ganz jugendliche, frische Gesellen, welchen noch keine Polizei die Flügel gestutzt hatte, gaben einen Augenblick fast ebenso große Seligkeiten. Da habe ich viele treffliche Männer zuerst gesehen und kennen gelernt, und war mit einemmale mitten in einem großen gewaltigen Männerbunde, der einen einzigen Gegenstand seines Bedürfnisses hatte: Haß und Abschüttlung und Vernichtung der Welschen. Andere Schibbolethe und Geheimlehren gab es dort gewiß bei den wenigsten, wenigstens bei mir keine andere."

„Hier aber klang es nun bald wieder Marsch! Der König von Preußen hatte sich der Weltlage nach mit dem Erzfeind verbinden müssen und im Anfange des Märzes (1812) machte ich mich weiter gegen Osten nach Breslau auf den Weg, außer dem russischen Passe auch mit einem österreichischen auf die böhmischen Bäder lautenden versehen. Als das Bündnis mit Napoleon bekannt ward, nahmen und erhielten viele preußische Offiziere, welchen das Herz zu schwer ward, unter französischen Fahnen zu streiten, von dem Könige gnädigen Abschied**. Der Herrscher verstand sie und mißbilligte sie nicht. Viele gingen nach Schlesien, dort zu warten, wie die Dinge sich entwickeln würden; andere suchten, ehe ihnen alles versperrt würde, die verschiedenen Straßen, welche zur See und zu Lande nach Rußland führen, dort Arbeit für ihren Degen hoffend. Mich nahm der Oberst Graf Chazot mit in seinen Wagen

---

* Hinweis auf den bevorstehenden napoleonischen Feldzug gegen Rußland. Vgl. Seite 122f.

** Der Vertrag, den der preußische König am 4. März 1812 unterzeichnen mußte, war hart und erniedrigend. Er räumte den Franzosen nicht nur freies Durchmarschrecht durch Preußen ein und verpflichtete sie zur Gestellung eines Kontingents von 20000 Mann, sondern übergab auch mehrere preußische Festungen französischem Kommando. Zu den Offizieren, die den preußischen Dienst verließen, gehörte auch Clausewitz.

bis Breslau, wo er noch einige Wochen verweilte und dann nach Rußland entfloh."

„Meine Breslauer Frühlingsmonate waren zuerst ebenso lebendig und fast auf ähnliche Weise lebendig wie mein Februar in Berlin gewesen war. Zuerst Bekannte schon von Berlin her: die Obersten Graf Chazot und von Gneisenau*, der Polizeipräsident Gruner, welcher als ein Franzosenfeind gezeichnet natürlich in Berlin jetzt nicht in seiner Stellung hatte bleiben dürfen, und außer ihnen mehrere andere. Das bewegte sich einige Wochen in einem Kreise zusammen, bis es nach verschiedenen Seiten hin auseinanderfloß. Hier hinein kam zuweilen auch der alte General Blücher**, der auch bei fröhlichen Gelagen etwas vom Feldmarschall hatte. Trotz seines Alters trug er eine herrliche Gestalt, groß und schnell, mit den schönsten rundesten Gliedern vom Kopf bis zum Fuß, seine Arme, Beine und Schenkel noch fast wie die eines Jünglings scharf und fest gezeichnet. Am meisten erstaunte sein Gesicht. Es hatte zwei verschiedene Welten, die selbst bei Scherz und Spaß, welchen er sich ganz frisch und soldatisch mit jedem ergab, ihre Farben nicht wechselten: auf Stirn, Nase und in den Augen konnten Götter wohnen; um Kinn und Mund trieben die gewöhnlichsten Sterblichen ihr Wesen. Daß ich es sage: in jener oberen Region war nicht allein Schönheit und Hoheit ausgedrückt, sondern auch eine tiefe Schwermut, die ich der schwarzdunklen Augen wegen, die der finstern Meeresbläue glichen, fast eine Meerschwermut nennen möchte, denn wie freundlich diese Augen auch zu lachen und zu winken verstanden, sie verdunkelten sich oft auch plötzlich zu einem fürchterlichen Ernst und Zorn. War der alte Held ja auch nach dem Unglück von 1806 und 1807, als er in Hinterpommern befahl, eine Zeitlang durch seinen dunklen Zorn verrückt gewesen und hatte auf alle Fliegen und schwarze Flecke an

---

* August Graf Neidhardt von Gneisenau (1760–1831), damals Oberst, später Blüchers Generalstabschef, hatte an den Operationsplänen des Befreiungskrieges 1813 entscheidenden Anteil.

** Gebhard Leberecht von Blücher (1742–1819), als Kavallerieoffizier in preußischen Diensten zum General aufgestiegen, im Jahre 1812 auf Betreiben Napoleons zur Disposition gestellt, im darauffolgenden Jahr populärster deutscher Heerführer.

der Wand mit dem Rufe Napoleon mit dem gezückten Schwert gestoßen. Mund und Kinn aber gaben einen ganz anderen Eindruck, obgleich in den äußeren Formen mit den oberen Teilen des Gesichts in Übereinstimmung. Hier saß immer die Husarenlist gesammelt, deren Zügenspiel bisweilen sogar bis in die Augen hinauflief, und etwas wie von einem Marder, der auf seinen Fang lauscht."

„Hier sah ich auch Scharnhorst*, der vor den neuen Dingen aus Berlin entwichen war, und seine unvergeßliche ihm ähnliche Tochter, die mit allen hohen Gefühlen bis in den siebenten Himmel aufflog, die Gräfin Julie zu Dohna. Ihr Gemahl, der Rittmeister Burggraf Friedrich zu Dohna, gegenwärtig Obergeneral der pommerschenHeerabteilung, holte mich ab und führte mich zu Vater und Tochter. Ich war hinfort viel mit ihnen, und sie nahmen mich oft mit in die grüne Einsamkeit der umliegenden Dörfer und Wälder, wo man sich freier und menschlicher ergehen und über das Leid und die Hoffnung des Augenblicks besprechen konnte. Wie war das nun wieder ein gar anderer Mann als der Blücher! Schlank und eher hager als wohlbeleibt trat er, ja schlenderte er sogar unsoldatisch einher, gewöhnlich etwas vornüber geneigt. Sein Gesicht war von edler Form und mit stillen edlen Zügen ausgeprägt; sein blaues Auge groß, offen, geistreich und schön. Doch hielt er das Visier seines Antlitzes gewöhnlich geschlossen, selbst das Auge halb geschlossen, gleich einem Manne, der nicht Ideen in sich aufjagt, sondern über Ideen ausruht. Doch tummelten sich die Ideen in diesem hellen Kopfe immer herum; er hatte aber gelernt, seine Gefühle und Gedanken mit einem nur halb durchsichtigen ruhigen Schleier zu umhängen, während es in seinem Innern kochte. Doch wie sicher und fest geschlossen er sein Angesicht und die Gebärden desselben auch hielt, er machte den Eindruck des schlichten besonnenen Mannes; man sah keine Vorlegeschlösser vor denselben. So war sein Wesen, er hatte es wohl gewonnen, durch sein Schicksal sowohl als durch seinen Verstand. Er hatte sich aus niederm Stand emporgerungen und von unten auf viel gehorchen, auch der Not gehorchen lernen müssen. Seine Stellung in Preußen war bei aller Anerken-

---

* Vgl. Anmerkung Seite 110.

nung seiner Verdienste durch seinen König und durch viele Edle doch die eines Fremdlings, eines beneideten Fremdlings, geworden: denn in der bösen Zeit, seit den Jahren 1805 und 1806, hatte er, von den Eigenen und Fremden belauert und den welschen Spähern längst verdächtig, auch wo er Großes und Kühnes schuf und vorbereitete, immer den Unscheinbaren und Unbedeutenden spielen, sich freiwillig gleichsam zu einem Brutus machen müssen. Auch seine Rede war diesem gemäß: langsam und fast lautlos schritt sie einher, sprach aber im langsam dehnenden Ton kühnste Gedanken oft mit sprichwörtlicher Kürze aus. Schlichteste Wahrheit in Einfalt, gradeste Kühnheit in besonnener Klarheit, das war Scharnhorst! Er gehörte zu den Wenigen, die glauben, daß man vor den Gefahren von Wahrheit und Recht auch keinen Strohhalm breit zurückweichen soll. Soll ich noch erinnern, daß dieser edle Mensch, durch dessen Hände als des stillen und geheimen Schaffers und Breiters Millionen hingeglitten waren, auch nicht den Schmutz eines Kupferpfennigs daran hatte kleben lassen? Er ist ein Vir innocens im Sinne der großen Alten gewesen: er ist arm gestorben."

„Das war die Art und Gebärde dieses ernsten und tugendhaften Mannes, der tiefer als irgendeiner zur Heilung desselben gestrebt und gewirkt hat. Wenn er so dastand, auf seinen Stock gelehnt, sinnend und überschauend, gesenkten Hauptes und halb verschlossenen Auges und doch zugleich kühner Stirn, hätte man meinen mögen, er sei der Todesgenius, der über den Sarkophag der preußischen Glorie gelehnt, den Gedanken verklärte: wie herrlich waren wir einst!"

Petersburg – Tauroggen – Königsberg

Noch war Arndt in Breslau, als Napoleon in Dresden letzte Heerschau hielt und die Schleier endgültig fielen; der seit Monaten erwartete Angriff des Kaisers auf Rußland stand unmittelbar bevor.

Die Historiker mögen über den Hintergrund dieser Entwicklung noch lange diskutieren. Für dieses Buch genügen die einfachen Tatsachen: des Zaren Freundschaft für Napoleon war längst abgekühlt; was immer er mit Zustimmung des französischen Kaisers gewinnen konnte, hatte er erreicht.

Auch die andere, die englische Seite in der Weltpolitik, war für den Herrscher eines großen, bis tief nach Asien ausgedehnten Reiches nicht ohne Interesse –, und so fand Napoleon in seiner Forderung der „Kontinentalsperre“ gegen den britischen Handel bald Widerstände in Petersburg und er kam zu dem Schluß, daß sein ganzes System zur Erfolglosigkeit verurteilt sei, wenn er nicht auch die Russen in die Knie gezwungen habe.

Man sprach schon frühzeitig recht offen zueinander. Als sich im Februar 1811 der französische Botschafter Coulaincourt vom Zaren verabschiedete, um einem Nachfolger Platz zu machen, redete ihn Alexander I. unverblümt an: „Wenn der Kaiser Napoleon mir den Krieg erklärt, so ist es möglich, sogar wahrscheinlich, daß er uns schlagen wird; aber das wird ihm nicht den Frieden verschaffen . . . Wenn das Waffenglück gegen mich sein sollte, zöge ich mich lieber bis nach Kamtschatka zurück, als daß ich Provinzen

abträte und in meiner Hauptstadt einen Vertrag schlösse, der nur ein Waffenstillstand wäre!"

Diese strategischen Erwägungen des russischen Kaisers waren für die deutschen Patrioten zunächst nicht allzu ermutigend. Der preußische König entsandte zwar auf das Drängen vieler Ratgeber im Herbst 1811 Scharnhorst zum Zaren, aber dessen Versprechungen, Preußen in einem neuen Kampf zu unterstützen, waren nur recht allgemeiner Natur; allzu sehr waren die Russen damals noch auf den Verteidigungsgedanken „bis nach Sibirien" eingerichtet, als daß sie bereit waren, sich weit im Westen zu verpflichten. Das hatte allerdings auch den Nachteil für den Zaren, daß die seit Jahren unter Napoleons Botmäßigkeit lebenden deutschen Staaten mangels anderen Rückhaltes unschwer zur Beteiligung an einem Rußlandfeldzug gezwungen werden konnten. Auch der preußische König mußte – wie erwähnt – am 4. März 1812 einen demütigenden Bündnisvertrag mit Frankreich schließen, der den Franzosen freies Durchmarschrecht durch Preußen einräumte, ein preußisches Hilfskorps von 20000 Mann sowie eine Reihe preußischer Festungen unter ihr Kommando stellte.

Am 9. Mai 1812 verließ Napoleon Paris; in Dresden versammelte er zunächst die deutschen Fürsten um sich – auch der österreichische Kaiser und der preußische König erschienen! Am 31. Mai traf Napoleon in Posen ein, am 22. Juni überschritt seine „grande armée" den Njemen, den Grenzfluß zwischen Ostpreußen und Rußland.

Arndts Kommentar zu diesem Ereignis ist in einer Flugschrift „Die Glocke der Stunde" erhalten:

„Die Würfel großer Entscheidungen sind geworfen, aber sie werden nicht fallen, wie die Verruchtheit hoffet. Europa wird nicht untergehen. Rußland wird nicht niedergetreten werden. Bonaparte wird kein zweites völker-

schlingendes Rom gründen: er wird mit seinen Verbrechen und Greueln vergehen. So klingt die Weissagung Gottes und der Geschichte, so klingt die Weissagung der Tapferen und Guten, so klingt selbst die Lehre dieses schwachen und wahnsinnigen Zeitalters."

In den Tagen, in denen Napoleon in Dresden eintraf und Arndt sich noch in Breslau befand, empfing der Reichsfreiherr vom Stein in seinem Exil in Prag ein Schreiben des Zaren Alexander. Dieser erinnerte sich nun in der Stunde des unmittelbar drohenden französischen Angriffes des geächteten preußischen Ministers und forderte ihn mit Worten höchster Anerkennung auf „zu dem Erfolge der Anstrengung beizutragen, die man im Norden machen wird, um über Napoleons erniedrigenden Despotismus zu triumphieren".

Stein folgte dem Ruf unverzüglich – er erkannte sofort um was es ging: den Zaren nach vorne zu reißen, nicht nur die Verteidigung Rußlands, sondern die Befreiung Deutschlands mußte jetzt bewirkt werden!

Bevor Stein am 27. Mai 1812 Prag verließ, sandte er einen Brief an Arndt nach Breslau und bat ihn, umgehend nach Petersburg nachzukommen. Stein hatte Arndt nie gesehen, aber er wußte: ihn würde er nun brauchen.

Der Prager Brief Steins hat freilich Arndt nie erreicht, aber als er aus eigenem Antrieb und um der Verhaftung zu entgehen im Juni 1812 von Breslau zu Fuß nach Prag wanderte, wurde er von dortigen Freunden gleich mit der Frage empfangen: wo er so lange bliebe . . .

*

Auf erneut wechselvoller Fahrt – als Diener verkleidet – gelangt Arndt über Galizien durch die Karpathen an die russische Grenze. Hier wird er freundlich empfangen –

aber immer noch steht eine wochenlange Fahrt bevor. Er kann sich zwar dem Personal der russischen Gesandtschaft in Wien anschließen, das nach Petersburg zurückreist, aber in der Zeit der Postkutsche ist auch das zwar eine interessante, so doch mühevolle Unternehmung.

In Smolensk, in Wjasma – überall werden sie Zeugen entschiedener Kriegsrüstungen, eine allgemeine Begeisterung empfängt sie. Die Russen leben in einem wahren Rausch des Patriotismus.

Für zwei Tage unterbricht Arndt seine Reise in Moskau, das ihn tief beeindruckt:

„Ich konnte nur staunen. Armut und Pracht, Hütten und Scheunen und Ställe nicht bloß in den Vorstädten, sondern hin und wieder mitten in der Stadt; dazwischen der Glanz der Paläste und Gärten, die vergoldeten Kuppeln und Türme der Kirchen und Klöster, der Kreml mit seinen goldnen Toren, Türmen und Zinnen."

Er sieht auch den Gouverneur, den General Grafen Rostopschin, der einen Monat darauf durch die Einäscherung Moskaus Weltberühmtheit erlangt.

Über Nowgorod, das alte hansische Groß-Naugard, ist er dann in vier Tagen in Zarskoje Selo und bald darauf in Petersburg.

Es ist inzwischen August geworden, als Arndt sich endlich bei Stein melden kann. Dieser war schon am 12. Juni – also noch vor dem französischen Angriff – vom Zaren in dessen Hauptquartier in Wilna empfangen worden. Alexander I. hatte ihm angeboten in russische Dienste zu treten, aber das lehnte Stein ab, und gerade dadurch gewann er bald auf Alexander beträchtlichen Einfluß. Er nötigte ihm einen Aufruf an die Deutschen ab, der diesen Befreiung von Napoleon verhieß, erwirkte die Bildung einer „deutschen Legion" aus geflüchteten Offizieren und Mannschaften und – nicht zuletzt – die Berufung Arndts.

Stein hatte dem Zaren dabei auch vom „Geist der Zeit“ berichtet, und es wurde nun angeordnet, daß dieses Buch in Rußland neu gedruckt und abermals auf geheimen Wegen nach Deutschland gebracht würde, um dort – ebenso wie Steins Aufruf – im Sinne einer Volkserhebung im Rücken Napoleons zu wirken.

In Petersburg beginnt nun Steins und Arndts unmittelbare Zusammenarbeit:

„Er empfing mich freundlich * mit den Worten: ‚Gut, daß Sie da sind. Wir müssen hoffen, daß wir hier Arbeit bekommen.‘ Ich sah einen Mann vor mir gedrungenen mittleren Wuchses, schon mit ergrauendem Haar und etwas vornüber geneigt, mit leuchtendsten Augen und freundlichster Gebärde. In bester getreuester Meinung hatte er mich zu sich gewünscht und gerufen, und ich, wie ich vor ihm stand, schien einem Bilde solchen Wohlwollens zu entsprechen. Er empfing mich wirklich mit solcher fröhlicher Zärtlichkeit, als hätten wir uns schon Jahre gekannt, und ich, mit welcher hohen Verehrung ich auch vor den berühmten Mann getreten war, däuchte mir fast wie vor einem alten Bekannten vor ihm zu stehen. Die Jugendblödigkeit des geborenen Plebejers, die auch nie sehr demütig gewesen war, war in dem dreiundvierzigjährigen Mann, der vor dem fünfundfünfzigjährigen Freiherrn stand, schon vor einem Vierteljahrhundert abgerieben und abgeklopft. Ich hatte in großen Hauptstädten schon genug Welttreiben gesehen und war unter Grafen und Baronen und weiland Staatsministern und Fürsten kein Fremdling mehr, hatte die letzten bösen Lehrjahre meines Lebens mit solchen Menschen und unter schlimmen verworrenen Dingen am Staats- und Hof-Lager in Stockholm durchgemacht. Kurz, ich ward auf das allerfreundlichste empfangen ** und für den nächsten Morgen wieder

---

* Aus: „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich vom Stein“. Berlin 1858.

** An anderer Stelle schreibt Arndt über seine ersten Eindrücke von Steins Persönlichkeit:

„Ich ging gerührt und bewegt durch die Haltung, Art und Rede des ritterlichen Mannes in mein eignes Kämmerlein und mußte grübeln über

berufen, um gleichsam meine Anweisung und Einweisung in meine Petersburger Stellung aus seinen Händen überliefert zu erhalten. Ich mußte sogleich mit ihm zu Mittag essen; dann beschied er mich auf den morgenden Vormittag."

Es gab genug zu tun . . .

Es ist zunächst fast niedrige Arbeit des Übertragens Steinscher Ideen in lesbare Schrift, dann aber immer stärkerer Zusammenklang mit Stein, daß man nicht weiß, was Stein's, was Arndt's Anteil daran, im Niederschreiben der Flugschriften und Gedichte in fliegender, von der Begeisterung getragener Eile, im Verkehr mit allen Persönlichkeiten am Hofe und in der Stadt, mit Russen und mit Deutschen, die in Rußland russische Staatsangehörige geworden sind, wie Klinger, der Gefährte Goethes aus jungen Jahren und Bildner des Wortes vom Sturm und Drang, der ihm jetzt als russischer General begegnet.

Er schildert selbst sein Petersburger Dasein:

„Ich lebte – ich war damals ein sehr rüstiger frischer Mann und es war ja die allerfrischeste Zeit – unter Steins Schirm nicht allein in Palästen, sondern auch in manchen guten Bürgerhäusern von Kaufherren, Bankern und Gelehrten, und des Abends oft unter meinen Genossen eben von der gelehrten Gilde . . . Ich hatte noch eine Genossenschaft, mit welcher ich gewöhnlich lebte und mich an der-

---

eine Anwandlung von Erinnerungen, wo mir eben die Menschen und Dinge der Erinnerungen nicht kommen wollten. Diese Anwandlung von Erinnerungen und Ähnlichkeiten und meine Grübelei nahm die folgenden Tage noch zu, bis ich es einmal plötzlich hatte und rufen mußte: Fichte! Ja mein Fichte, mein alter Fichte, war es fast leibhaftig: dieselbe gedrungene Gestalt, dieselbe Stirn, die auch bei Fichte zuweilen recht hell und freundlich glänzen konnte, dieselbe mächtige Nase bei beiden, nur mit dem Unterschiede, daß dieser mächtige Schnabel bei Fichte in die Welt hineinstieß, als die da noch suchte, bei Stein aber wie bei einem, der sein Festes, worauf er stoßen sollte, schon gefunden hatte. Beide konnten freundlich sein, Stein noch viel freundlicher als Fichte; in beiden ein tiefer Ernst und zuweilen auch eine schreckliche Furchtbarkeit des Blicks, der bei dem Sohn des deutschen Ritters gelegentlich doch viel schrecklicher war als bei dem Sohn des armen Lausitzer Webers."

selben Mittagstische meistens sah. Es waren die tapfern Kriegsmänner, welche auf Deutschlands Erhebung hofften. Zu diesen kamen noch in unsern beiden letzten Monaten in Angelegenheiten des Heers oder in Sendungen an den Kaiser und an Minister Stein oft andere unsrer besten Degen: Clausewitz, Chasot, Pfuel usw. – kamen und verschwanden zu frischer blutiger Arbeit."

Es ist schon eine erregende Zeit. Es kamen auch

„und verschwanden, unter allerlei Kappen und Masken verhüllt, in Aufträgen des eigenen Herzens oder in Geschäften, die mir verhüllt blieben, wahrscheinlich auch, um den Lauf der Dinge hier zu erspähen oder ihren endlichen Auslauf besser zu ahnen, mehrere wackre deutsche Männer aus dem Westen, von welchen ich nur den Obersten Boyen, Scharnhorsts Freund und unsern spätern Kriegsminister, und den Obersten Adolf Lützow nenne."

Wachsend wichtiger wird Arndts literarische Tätigkeit. Flugschriften, Aufsätze, Widerlegungen französischer Veröffentlichungen, Gedichte läßt er auf verschiedenen Wegen nach Deutschland wirken „wie ausgestreute Funken fliegen, von denen gehofft wird, sie werden hier und da ein pulvergefülltes Herz finden und zünden, damit es weiter zünde".

*

Inzwischen drangen die französischen Armeen in Westrußland ein. Die russische Kampfweise entsprach dem ursprünglichen Plan; die Truppen des Zaren entzogen sich der von Napoleon dringend gewünschten Schlacht, aber sie beunruhigten die „grande armée" beträchtlich, die bereits starke Einbußen durch Desertion und Verlust von Nachschubgütern erlitt.

Erst als die Armee Napoleons sich Ende August Moskau näherte, stellte sich der russische General Kutusow am 7. September 1812 bei Borodino; es gab einen sehr



Karl Reichsfreiherr vom Stein

Federzeichnung von Schnorr von Carolsfeld

blutigen Kampf, der mit Kutusows Rückzug und der Preisgabe von Moskau endete; am 15. September zog Napoleon dort ein.

Er glaubte nun, den Frieden diktieren zu können – und vielleicht hätte er recht behalten, wären nicht Stein und Arndt in Petersburg gewesen.

In den „Wanderungen und Wandelungen" erzählt Arndt aufschlußreich genug aus jenen dramatischen Wochen:

„Endlich war eine große Entscheidung gekommen, die Mordschlacht bei Borodino an der Wjasma war geschlagen; obgleich als ein Sieg verkündigt und mit Pauken und Trompeten und mit Geläut von allen Türmen gefeiert, von den Russen verloren und bald von jedermänniglich als eine verlorne Schlacht erkannt worden. Und nicht lange – so erklang die Botschaft: Rostopschin hat Moskau in Flammen aufgehen lassen, und Napoleon ist in den Kreml eingezogen."

„Den Tag, als diese Nachricht ankam, hatte Stein eine Mittagsgesellschaft zusammengeladen, vorzüglich auch den wackern Hessen General Dörnberg, der eben aus England angekommen war. Ich sollte auch mit an diesem Tische sitzen und ein gewisser Staatsrat F., den Stein sonst wohl leiden mochte, über welchen er sich aber heute früh also aussprach: ‚Eben war der F. bei mir, hatte ein Gesicht wie ein Weib, dem sich im Bauche die ersten Wehen krümmen und kramen; ich wollte ihn anfangs auch einladen, als ich aber seinen Weheschrei über Moskau hörte, und daß wir nun leider bald einen schlechten Frieden haben würden, ließ ich den armen Sünder. Mut, lieber Freund, Mut gilt's für den Mann im Leben! Wer weiß, ob wir nicht noch ein paar hundert Meilen weiter gegen Osten, bis nach Kasan und Astrachan, reisen müssen? Ich habe mein Gepäck im Leben, wie oft wohl drei, viermal verloren. Einen Tod kann man doch nur sterben. Heute Mittag wollen wir doch auf gutes Glück trinken.' Und wir haben auf gutes Glück frisch getrunken und angeklungen. So er und wir andern, die heute Mittag mit ihm und dem Dörn-

berg auf Altengland und auf gutes russisches und deutsches Glück und auf Wellington und seinen spanischen Kampf anstoßen sollten; aber die moskauischen Rostopschinflammen, wie sie die Kühnen und Mutigen erfreuten, schreckten die Kleingläubigen und Feigen. Ihnen voran war die Kaiserin-Mutter, die sonst so stattliche Württembergerin, und ihr zweiter Sohn Konstantin, der durch alle Gassen und Paläste ‚Frieden! Frieden!' schrie."

„Wenn die Borodiner Schlacht und der alten Hauptstadt Brand in solcher Weise die Herzen erschütterte und Millionen Beine und Zungen in Bewegung setzte, stand mein Ritter fest und unerschütterlich da . . ."

Auch in den „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" schildert Arndt jene Tischgesellschaft bei Stein und die damalige Stimmung in der russischen Hauptstadt:

„Ich war den Tag nach der eingelaufenen Kunde von jenem Brande mit dem tapfern Dörnberg und mehreren wackeren Deutschen bei Stein zur Tafel. Nie hab' ich ihn herrlicher gesehen."

„Diese Schlacht an der Moskwa oder bei Borodino, den 7. September, der Einzug der Franzosen den 14. und der Brand der alten Hauptstadt den 15. und 16. September machten einen großen Einschnitt, den ersten großen Einschnitt in den Lauf dieses Feldzugs, jagten auch in Petersburg die verschiedensten Meinungen und Ansichten, in einem ungeheuren, brandenden Wellenschlage durcheinander, siegten aber endlich durch heitres, sich aufhellendes und stählendes Frostwetter des ausharrenden Mutes bei dem Kaiser und bei dem Volke. Auch hier waren anfangs die Ansichten geteilt, ob die Franzosen oder ob der General Rostopschin die Einäscherung Moskaus verschuldet habe. Die den Mann kannten, sagten Rostopschin, aber die meisten fluchten auf die Tat als auf eine schauerliche Greulichkeit. Als aber die Franzosen anfingen, darüber zu fluchen und Rostopschin als einen Abscheu der äußersten Barbarei hinzustellen, da wendete es sich bei den Russen um, und da erst merkten sie, welche Glorie für das Volk und welche Niederlage für den Feind in diesem flammenden Opfer aufgelodert sei . . ."

Was folgte, ist Weltgeschichte: mit Napoleons Rückmarsch aus Moskau, der am 19. Oktober begann, war der Anfang seines Endes gekommen.

An Stein aber erinnert sich Arndt noch ein halbes Jahrhundert später:

„Wo ich den Gewaltigen habe wirken und wandeln gesehen, in Petersburg, Königsberg, Breslau, Dresden, Frankfurt usw., so ist er mir nie und nirgends als ein Glücklicherer und Mutigerer erschienen als in unserer Newaburg."

*

Der Untergang der napoleonischen Armee zeichnet sich ab. Nach dem Brande von Moskau strömt sie zurück. Furchtbar sind die Verluste, erschreckend die Bilder des Untergangs einer verhungerten und erfrorenen Armee, mit der leider auch Tausende von deutschen Soldaten als Verbündete Napoleons untergehen.

Mit der nun beginnenden Siegeshoffnung zeigen sich neuere und größere Aufgaben. Die Zeit der „geheimen Propaganda" geht zu Ende, die des immer sichtbareren und immer wichtigeren Wirkens beginnt.

Zunächst geht es noch um eine schwierige Aufgabe: im Verband des russischen Heeres die „Deutsche Legion" zu bilden und für sie durch Flugschriften unter den napoleonischen Armeen und unter den Kriegsgefangenen zu werben.

Hierzu dient Arndts „Kurzer Katechismus für den deutschen Soldaten", in dem in kühnen Worten der deutsche Nationalgeist gegen die Kleinstaaten und Einzelpotentaten an- und aufgerufen wird, auf die die einzelnen Offiziere und Soldaten vereidigt sind. Eine höhere Verpflichtung wird in mitreißenden Worten aufgezeigt:

„Das ist die wahre Soldatenehre, daß der Soldat ein edler Mensch und treuer Bürger seines Vaterlandes ist und alles tut, was diesem Vaterlande und seinem geliebten

Volke Ehre, Freiheit, Preis und Lohn bringt daheim und in der Fremde; daß er, wann Fremde andringen und sein Land beschimpfen oder unterjochen wollen, freudig bereit ist, seinen letzten Blutstropfen zu verspritzen, und keine andere Stimme hört als die: das Vaterland ist in Gefahr."

„Wann es so bleibt, wie es nun steht, so ist Deutschland, dein großes und heiliges Vaterland, auf ewig ein unglückliches, geschändetes und gemißhandeltes Land. Du sollst das einzelne ganz vergessen und nicht daran denken, ob du ein Sachse, Bayer, Österreicher, Preuße, Pommer, Hesse, Hannoveraner heißest, sondern allein gedenken, daß du ein Deutscher heißest und bist und in deutscher Sprache redest. Der Preuße soll nicht mehr des Österreichers, der Tiroler nicht mehr des Bayern, der Westfale nicht mehr des Schwaben spotten und erkennen, daß alle ein Volk sind."

„Und es sind elende und kalte Klügler aufgestanden in diesen Tagen, die da sagen: Vaterland, Freiheit, schöne und hochklingende Namen ohne Sinn! Wo es dem Menschen wohlgeht, da ist das Vaterland, und wo er am wenigsten geplagt wird, da ist die Freiheit, das andere sind eitel Träume und Hirngespinste."

„Da ist sein Vaterland, da ist seine Freiheit, wo er nach den Sitten, Weisen und Gesetzen seines Volkes leben kann, wo, was seines Ureltervaters Glück war, auch ihn beglückt, wo kein fremdes Volk noch fremdes Gesetz über ihn gebietet."

Der „Katechismus" wird schließlich hochpolitisch: „Das ist deutsche Soldatenehre, daß der Soldat fühlt: es war ein deutscher Mensch ehe er von deutschen Königen und Fürsten wußte: es war ein deutsches Land ehe Könige und Fürsten waren."

Ausführlicher und in diplomatischer Sprache ist dieser Gedankengang in einem Brief erörtert, den der Reichsfreiherr vom Stein – durch Arndt – am 20. November 1812 an den englisch-hannöverschen Minister Grafen Münster richtet*:

---

* Zitiert nach Tim Klein: „Die Befreiung 1813–1814–1815, Urkunden – Berichte – Briefe", Ebenhausen 1913, Seite 26.

„Es ist mir leid, daß Euer Exzellenz in mir den Preußen vermuten, und in sich den Hannoveraner entdecken – ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland, und da ich nach alter Verfassung nur ihm und keinem besonderen Teil desselben angehörte, so bin ich auch nur ihm, und nicht einem Teil desselben von ganzem Herzen ergeben. Mir sind die Dynastien in diesem Augenblick großer Entwicklung vollkommen gleichgültig*, es sind bloß Werkzeuge; mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und stark werde, um seine Selbständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wieder zu erlangen, und beides in seiner Lage zwischen Frankreich und Rußland zu behaupten; das ist das Interesse der Nation und ganz Europas; es kann auf dem Wege alter zerfallener und verfaulter Formen nicht erhalten werden... Mein Glaubensbekenntnis ist Einheit."

Hier kündigt sich bereits das Problem der nächsten Jahre an; es leuchtet die Antwort auf die Frage durch, weshalb die Deutschen damals zwar Napoleon besiegten, selbst schließlich aber als Nation dann doch auch selbst Besiegte blieben.

*

* Stein nahm sich auch im Gespräch kein Blatt vor den Mund. Arndt berichtet die folgende Anekdote, die sich zwischen Stein und der Mutter des Zaren, einer geborenen Herzogin von Württemberg ereignete; als nach dem Rückzug Napoleons aus Moskau die Stimmung in den Hofkreisen aus der bisherigen Verzagtheit in Haßgesänge umschlug, da meinte auch die alte Zarin Stein gegenüber:

„‚Wenn jetzt noch ein französischer Soldat durch die deutschen Grenzen entrinnt, so werde ich mich schämen eine Deutsche zu sein.' Bei diesen Worten sah man Stein im Gesichte rot und längs seiner großen Nase vor Zorn weiß werden, sich erheben, verneigen und in geflügelter Rede also erwidern: ‚E. Maj. haben sehr Unrecht, solches hier auszusprechen, und zwar über ein so großes, treues, tapferes Volk, welchem anzugehören Sie das Glück haben. Sie hätten sagen sollen, nicht des deutschen Volkes schäme ich mich, sondern meiner Brüder, Vettern und Genossen, der deutschen Fürsten. Ich habe die Zeit durchlebt, ich lebte in den Jahren 1791, 1792, 1793, 1794 am Rhein; nicht das Volk hatte Schuld, man wußte es nicht zu gebrauchen: hätten die deutschen Könige und Fürsten ihre Schuldigkeit getan, nimmer wäre ein Franzose über die Elbe, Oder und Weichsel, geschweige über den Dnjestr gekommen.' – Und die Kaiserin hatte die Rede aufgenommen, wie sie nicht anders konnte, und mit aller Fassung gedankt: ‚Sie mögen vielleicht Recht haben, Herr Baron; ich danke Ihnen für die Lektion.' "

Mit dem Experiment der „Deutschen Legion" war nicht allzu viel zu erreichen. Einerseits fehlte es bei den Russen an der rechten Unterstützung. Sie rüsteten die Legion schlecht aus, versorgten sie nur unzureichend, ließen sie in Finnland stehen. Aus den Gefangenen war wenig Zulauf zu gewinnen, sie waren zu schlecht behandelt worden, um Zutrauen zu fassen. Schließlich stand an der Spitze der Legion ein Schwager des Zaren, der Herzog von Oldenburg, der nur von den Fürsten, nichts von Deutschland hören wollte und der Arndts „Katechismus" als „revolutionär" entschieden ablehnte. Die 5–6000 Mann der „Legion" spielten für die kommenden Entscheidungen keine ernstliche Rolle; für Arndts Wirken war die Episode nur ein Vorspiel: sein Echo suchte und fand er schließlich in Deutschland und nicht in Rußland.

Er selbst fragt sich:

„Wundersamer Wechsel der menschlichen Dinge und Geschicke: in den Jahren 1807 und 1808 hatte ich in Stockholm aus dem Kabinette des vierten Gustavs und aus dem Kabinette meines Herzens Verkündigungen und Pamphlete, harte und bittere, gegen die Russen und den Kaiser Alexander geschrieben, und jetzt in Petersburg schrieb ich für denselben Kaiser Alexander und für mein Deutschland, das wir für den Krieg fertig machen wollten. Hatte ich Haare und Farbe gewechselt? Nein."

Er hatte recht mit dem „Nein", denn seine Einstellung zu den Russen war ähnlich seinem Urteil über die Franzosen. Dem Volk gegenüber ist er aufgeschlossen und verständnisvoll, ihn interessiert freilich stets auch die Frage: wie verhalten sie sich den anderen Völkern gegenüber und so gehören zu den zahlreichen weit vorausschauenden und geradezu gegenwartsnahen Worten Arndts auch diese über die Russen*:

* Aus: „Erinnerungen aus dem äußerem Leben".

„Da fühlt man, es ist ein Kern in dem Volke, ein festes, unzertreibliches Dasein. Auch hat der gemeinste Kerl eine Miene, die sagt: ‚Ich bin etwas', den Ausdruck einer großen, unverwüstlichen Gemeinsamkeit, etwas einem Stolze Ähnliches, wovon der wehmütige Deutsche keine Ahnung hat. Ich sage das gar nicht als einer, der sie besonders liebte und bewunderte, sondern es ist eben der Eindruck, den sie mir gegeben haben. Sie mögen die Deutschen nicht, ja sie verachten sie. Das gebe ich ihnen eben nicht wieder, aber lieben könnte ich sie auch nicht, und unter ihnen leben möchte ich um alles in der Welt nicht. Sie haben ein großes, schweres Schicksal zu erfüllen gehabt und haben es tüchtig bestanden. Ich glaube nicht, daß eine Weltumwälzung von ihnen ausgehen wird, auch wünsche ich sie nicht als Weltumwandler oder Weltwiederhersteller in meinem Vaterlande zu sehen, aber die Fremden werden diesen Festen und Sicheren ihr Leben nicht leicht verrücken."

*

Wichtiger als die „Russisch-Deutsche Legion" wird das Korps des preußischen Generals Yorck, das bis in den Dezember 1812 befehlsgemäß unter Napoleon gefochten hat.

In der rechten Stunde faßt Yorck einen Entschluß, der dem Lauf der Dinge eine neue Richtung gibt! Am 30. Dezember 1812 schließt er mit dem deutsch-russischen General Diebitsch die berühmte „Konvention von Tauroggen" ab, in der entgegen den Befehlen des preußischen Königs zunächst die Neutralität der Yorckschen Truppen gegenüber den Russen festgelegt wird.

Das preußische Korps hatte während des Feldzuges eine eigene operative Aufgabe in Kurland wahrgenommen, war dadurch nicht in die Katastrophe der „Großen Armee" verwickelt, und es war dem General Diebitsch – einem geborenen Preußen – schließlich durch geschickte Vorstöße gelungen, bei Tilsit einen Gebietsstreifen zwischen der

französischen Armee und den als Nachhut selbständig marschierenden preußischen Truppen zu besetzen. Daraufhin sandte Diebitsch den zeitweise in russische Dienste übergetretenen preußischen Oberst von Clausewitz * (der nachmals durch sein Werk „Vom Kriege“ weltbekannt geworden ist) als Unterhändler zum General von Yorck, der sich nach mehrtägiger reiflicher Überlegung zu dem Abschluß der „Konvention“ entschloß. Sie ersparte nicht nur seinen Truppen einen sinnlosen Kampf und entzog einen beträchtlichen Teil Ostpreußens der russischen Besetzung, sondern schuf auch eine entscheidende Voraussetzung für den Beginn der deutschen Erhebung gegen Napoleon.

Yorck begnügte sich dann nicht mit jenem Neutralitätsvertrag für seine Truppen, er erschien am 8. Januar 1813 in Königsberg, übernahm das Oberkommando über die ganze Provinz Ostpreußen und ermöglichte so die Volksbewaffnung, unter deren Zeichen die weiteren Ereignisse standen.

Der Schwerpunkt der Entwicklung hatte sich damit auf deutschen Boden verlagert.

*

Kaum war die Nachricht von der Tauroggener Konvention in Petersburg eingetroffen, da verlassen – am Abend

---

* In den Jahren der napoleonischen Herrschaft hatte Clausewitz sein berühmtes „Bekenntnis“ niedergeschrieben, in dem es heißt:

„Ich sage mich los:

Von der leichtsinnigen Hoffnung einer Errettung durch die Hand des Zufalls;

Von dem unvernünftigen Mißtrauen in die uns von Gott gegebenen Kräfte;

Von der sündhaften Vergessenheit aller Pflichten für das allgemeine Beste;

Von der schamlosen Aufopferung aller Ehre des Staates und des Volkes;

Ich glaube und bekenne:

Daß ein Volk nichts höher zu achten hat als die Würde und Freiheit seines Daseins;

Daß der Schandfleck einer feigen Unterwerfung nie zu verwischen ist;

Daß man die Ehre nur einmal verlieren kann.“

des 5. Januar 1813 – Stein und Arndt die russische Hauptstadt.

Nach zwölftägiger abenteuerlicher Schlittenfahrt treffen sie in Ostpreußen ein.

Die neuen Aufgaben beginnen.

*

Während kurzer Zwischenaufenthalte auf der langen winterlichen Fahrt von Petersburg nach Königsberg hatte Arndt das Lied niedergeschrieben, das eines seiner berühmtesten geworden ist:

„Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland? Ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möve zieht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Pommerland? Westfalenland?
Ist's, wo der Sand der Dünen weht?
Ist's, wo die Donau brausend geht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt,
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott vom Himmel sieh darein!
Und gib uns rechten deutschen Mut,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!"

Stein ist begeistert. In Königsberg wird Arndts Lied sofort in Druck gegeben und tritt nun seinen Siegeszug an durch alle deutschen Lande.

Ein Vers freilich wird zwar in Ostpreußen noch gedruckt, muß aber später gestrichen werden:

> Was ist des Deutschen Vaterland?
> So nenne mir das große Land!
> Ist's was der Fürsten Trug zerklaubt,
> Vom Kaiser und vom Reich geraubt?
> O nein!
> Das Vaterland muß größer sein.

Das Volk steht auf

Schon das erste Gespräch, das der Reichsfreiherr vom Stein – von Arndt begleitet – mit seinem alten Freund, dem preußischen Regierungspräsidenten von Schön in Gumbinnen führt, geht um die brennende Frage der Weiterführung des Kampfes. Schön berichtet darüber ebenso lebhaft wie aufschlußreich*:

„Um nun die gute Sache, bei der kein Augenblick verloren werden dürfe, zu fördern, forderte Stein von mir, daß ich jetzt gleich das Volk zur Bewaffnung auffordern sollte, um bewaffnet mit den Russen gegen die Franzosen zu gehen. Dies verweigerte ich ihm gänzlich, denn teils müsse in solchen Fällen, wenn das Werk unerschütterliche Basis haben solle, das Volk sprechen, teils müsse, da wir vor allem Preußen bleiben wollen, des Königs Wort dazu kommen, und wesentlich müsse jeder Schein von Veranlassung oder Abhängigkeit von Rußland davon entfernt bleiben. Für Stein war das alles zu langwierig, die Rede zwischen uns ging hin und her, bis Stein endlich sagte: Er würde befehlen. Und dabei brachte er eine vom Kaiser Alexander förmlich ausgestellte Urkunde hervor, durch welche er (Stein) einstweilig zum unumschränkten Verwalter des Königreichs Preußen ernannt war. Nachdem ich dies Dokument gelesen hatte, gab ich es Stein mit der Erklärung zurück, daß, wenn er diesen Standpunkt annehme, alle Verhandlung unter uns aufgehoben sei. Stein wollte, daß ich Abschrift nehme, ich erklärte ihm aber, daß ich weder das Original noch eine Abschrift davon je in meinem Hause dulden würde. Unser Gespräch wurde ernstlich . . . Da es aber Stein, wie ich es im voraus wußte,

---

* Zitiert nach Tim Klein a. a. O. Seite 50.

mehr auf die Sache, als auf seine Macht ankam, so gab er bei meinen bestimmten Erklärungen sein offizielles Verhältnis gänzlich auf, und verlangte von mir, daß wir als nahe Freunde, deren politische Richtung gleich sei, miteinander sprächen. Und nun nahm Stein meine obige Erklärung als Basis an, und wir verabredeten, daß er nur als russischer Armeekommissarius auftreten und als solcher mit Abgeordneten des Landes verhandeln solle ... Entwickele sich aus dieser Versammlung eine Volksstimme zur Bewaffnung unter dem Vorbehalt der Genehmigung des Königs, so würde diese Stimme sich selbständig und ohne russischen Einfluß stellen. Stein wollte in Königsberg hiernach handeln und wir trennten uns in voller Freundschaft."

Wie es weiterging, wissen wir wieder von Arndt*:

„Den 21. Januar 1813 gegen Abend kamen wir von Gumbinnen in Preußens Hauptstadt, in Königsberg, an. Stein versammelte hier die preußischen Würdenträger und angesehensten Männer, unter ihnen voranzustellen der ehemalige Minister Graf Alexander zu Dohna und der Präsident von Schön. Er handelte allerdings im Namen und Auftrage des Kaisers von Rußland, aber in solcher Weise und mit solcher Achtung und Schonung der Personen und Verhältnisse, daß der König von Preußen stillschweigend als der Freund und Bundsgenosse desselben vorausgesetzt ward. Von dem Lande sollte nicht als von einem eroberten Lande Besitz genommen werden, sondern als von einem Lande, das man zu befreien kam. Es erschienen in diesen Tagen hier und in der Umgebung auch die Heerabteilungen des Fürsten von Wittgenstein und des Generals Yorck, der mit den Russen den bekannten Vertrag abgeschlossen hatte. Das veranlaßte Jubel und Feste, die freilich noch ihren düstern und finstern Gegenschein hatten. Denn groß war auch hier die Not und das Elend. Lazarette voll gefangener und verwundeter Franzosen, auch Lazarette von Russen und Preußen, Durchfuhren von unglücklichen Gefangenen weiter gegen Osten; auch hier knarrten die stillen Leichenwagen durch die Gassen und

* Aus: „Erinnerungen aus dem äußeren Leben".

viele der Einwohner wurden auch die Opfer der Seuchen. So schlichen mitten in der Wonne der Befreiung Jammer und Tod als finstere Gesellen umher."

*

Der Hintergrund all dieser Verhandlungen und Geschehnisse war kritisch genug; da gab es im russischen Lager Stimmen, die meinten: Wir haben Napoleon vom russischen Boden vertrieben, nun können wir wieder heimkehren. Kein Geringerer als der russische Oberbefehlshaber, der 68jährige General Kutusow, war ganz entschieden dieser Ansicht und er hatte gute Gründe für sich. Zunächst befanden sich insgesamt nur 44000 Mann russischer Truppen in den Grenzgebieten; der Feldzug war bisher für die Russen vor allem wegen des russischen Klimas erfolgreich verlaufen; sollte nun das Risiko eines Rückschlages auf den europäischen Schlachtfeldern, die Napoleon so vertraut waren, in Kauf genommen werden – und wofür?

So angesehen und einflußreich die Stellung des Reichsfreiherrn vom Stein beim Zaren geworden war, so konnte er doch nur dann hoffen, sich gegen solche Ansichten durchzusetzen, wenn er eine ebenso rasche wie beträchtliche preußische Waffenhilfe zur weiteren Fortsetzung des Feldzuges sicherstellte.

Dem stand die beunruhigende Tatsache gegenüber, daß der preußische König noch mit Napoleon verbündet war und sich überdies in Berlin befand, das von französischen Truppen besetzt gehalten wurde.

Friedrich Wilhelm III. hatte schon die Konvention von Tauroggen mißbilligt und unter französischem Druck in der „Spenerschen Zeitung" eine Erklärung gegen den General Yorck veröffentlicht, die dieser freilich mit der Bemerkung beantwortete, daß „bekanntlich im preußi-

schen Staat eine Zeitung kein offizielles Staatsblatt ist und bis jetzt noch kein General seine Verhaltungsbefehle durch die Zeitungen erhalten hat ...“

Schließlich entschloß sich der preußische König wenigstens nach Breslau zu übersiedeln, wo immerhin keine französischen Besatzungstruppen standen. Aber der Gesandte Napoleons begleitete ihn auch dorthin und beobachtete ihn mißtrauisch. Napoleon war inzwischen längst nach Paris zurückgekehrt und beschäftigte sich mit der Neuaufstellung der französischen Armee.

In dieser verworrenen Lage kam alles auf Ostpreußen und dort auf die rasche Volksbewaffnung an. Nur durch sie konnte der preußische König zu Entschlüssen fortgerissen und gleichzeitig der Zar davon überzeugt werden, daß er bei Weiterführung des Krieges nicht etwa die Last des Kampfes allein zu tragen habe.

*

Dies alles bringt Arndts große Stunde. Schon immer war er ein Verfechter der Volksbewaffnung gewesen, jetzt ruft er Ostpreußen zu Landsturm und Landwehr auf, die in jenen Tagen im Zusammenwirken der ostpreußischen Stände mit Stein und York gegründet wurden.

Arndt schildert in einer Flugschrift*, die zunächst in Ostpreußen, später in ganz Deutschland verbreitet wird, die organisatorische Gliederung dieser Volksbewaffnung, „die alle wehrhaften Männer des ganzen deutschen Landes vom 20. bis 60. Jahre“ erfaßt, und ruft schließlich aus:

„Deutsche Landsleute! Ihr habt das Beispiel. Spanien und Rußland gingen Euch im Volkskriege voran, sie brauchten alle Kräfte gegen die tückischen Feinde; sie sind nicht besiegt, sie rühmen sich unsterblicher Taten. Deutsche Landsleute! Die Tiroler gingen Euch voran, Männer Eures Volkes, deutsche Brüder; sie gingen Euch in einem

* „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?“ Königsberg 1812

herrlichen Kampfe voran, trostreich für Euch, unglücklich für sie: sie bewiesen, was ein kleiner Haufe vermag, der Gott fürchtet und sein Vaterland liebt."

In nüchternen Zahlen läßt sich der Erfolg messen: Ostpreußen allein stellte in wenigen Wochen 20000 Mann Landwehr und 13000 Mann Reserve, später wird Preußen statt der ursprünglich mit den Russen vereinbarten Zahl von 80000 mehr als das Dreifache, nämlich 271000 Mann, auf jeden 17. Einwohner einen Soldaten, zur Gesamtmacht der Verbündeten beistellen!

*

Die ostpreußischen Ereignisse bezeichnen freilich mehr als eine erfolgreiche Mobilmachung. Unter der mitreißenden Parole des schon 1812 gedichteten Arndtschen „Vaterlandsliedes": „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte" erhebt sich das Volk in ungeahntem Sturm:

„Das war das Schönste bei diesem heiligen Eifer und fröhlichen Gewimmel, daß alle Unterschiede von Ständen und Klassen, von Altern und Stufen vergessen und aufgehoben waren, daß jeder sich demütigte und hingab zu dem Geschäft und Dienst, wo er der brauchbarste war, daß das eine große Gefühl des Vaterlandes und seiner Freiheit und Ehre alle anderen Gefühle verschlang, alle anderen sonst erlaubten Rücksichten und löblichen Verhältnisse aufhob. Die Menschen fühlten es, sie waren gleich geworden durch das lange Unglück, sie wollten auch gleich sein im Dienst und im Gehorsam."

Noch im späten Alter schreibt Arndt ergriffen über jene Tage*:

„Wahrlich kein Land war gleich Preußen durch die Durchzüge der französischen Heere, durch den Raub von

---

* Aus: „Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein".

Geld, Kanonen, Menschen, Pferden und Rindern, fast mit berechnender Bosheit und Tücke, für den großen russischen Feldzug so mitgenommen und ausgeleert als Preußen, und doch – jetzt bewegte und belebte sich alles, als wenn jüngstes, vollstes Leben, ja die Fülle des Lebens und der Kraft noch dagewesen wäre. Ja, es war jene Fülle der Kraft da, die aus dem Geiste erglüht und erblüht, durch diese Kraft haben Greise wieder wie Männer gefochten und Jünglinge, ja fast Knaben von sechzehn, siebzehn Jahren ihre Säbel wie mit vollster Manneskraft geschwungen. Ich werde das Schwingen, Klingen und Ringen dieser Morgenröte der deutschen Freiheit, diesen so leuchtenden Aufgang eines neuen, jungen Lebens nimmer vergessen."

*

Mit der ostpreußischen Erhebung sind die politischen Schwierigkeiten freilich noch nicht überwunden. Allerdings denken in ganz Deutschland viele so, wie der damalige General, der spätere Feldmarschall Blücher an Scharnhorst in urwüchsigem Ton schreibt (am 5. Januar 1813)*:

„Jetzo ist es wiederum die Zeit, zu duhn, was ich schon anno 9 angerathen, nämlich die ganze Nation zu den Waffen anzurufen, und wann die Fürsten nicht wollen und sich dem entgegensetzen, sie sammt dem Bonaparte wegzujagen. Denn nicht nur Preußen allein, sondern das ganze deutsche Vaterland muß wiederum heraufgebracht und die Nation hergestellt werden."

Tatsache ist freilich, daß es nach wie vor auf die Fürsten ankommt und auch der russische Zar nicht daran denkt, sie „wegzujagen". Ja, als es endlich zu preußisch-russischen Verhandlungen kommt, muß der Zar dem Gesandten Friedrich Wilhelm III. sogar ausdrücklich versichern, daß Stein sich „aller revolutionären Maßnahmen enthalten" werde.

---

* Zitiert nach Tim Klein a. a. O. Seite 56.

Während Arndt zunächst in Königsberg zurückbleibt, ist Stein seit Anfang Februar in Kalisch beim Zaren, um hier für die deutsche Entscheidung zu wirken.

Als sich die Dinge durch das Zögern des preußischen Königs immer länger hinziehen, setzt er sich in einen Wagen und trifft am 25. Februar in Breslau ein, um sofort am Schloß vorzufahren und den König zu sprechen – ein gewagter Husarenstreich, denn immer noch ist der französische Gesandte in Breslau und kann die Verhaftung des Geächteten fordern.

Drei Tage später ist es endlich soweit. In Kalisch wird das russisch-preußische Bündnis geschlossen, das mit einem Schlag beide Sorgen von Stein nimmt: Rußland verpflichtet sich zur Fortführung des Kampfes und Preußen tritt an seine Seite. Später wird Stein (in seinen Lebenserinnerungen) urteilen:

„Der Beitritt Preußens zu dem von Rußland begonnenen Kampf war gewagt, denn seine eignen Kräfte waren beschränkt und nicht entwickelt, und die russischen noch schwach, da zwischen Oder und Elbe nicht 40000 Mann standen; ihnen gegenüber stand Napoleon mit allen Kräften Frankreichs, Italiens und des Rheinbundes."

Alle jene berechtigten Besorgnisse gingen freilich bald unter in dem Ausgreifen der ostpreußischen Erhebung auf das ganze Land.

Wir folgen wieder Arndts Schilderung:

„Das war eine Begeisterung in den Städten und auf dem Lande, auf den Straßen und in den Feldern, auf den Kathedern und Kanzeln und in den Schulen! ... Und so sehr erhob die große Pflicht und das gemeinsame Streben, wovon sie beseelt waren, alle Herzen, daß das Niedrige, Gemeine und Wilde, dem in getümmelvollen Zeiten der Bewaffnungen und Kriege eine so weite Bahn geöffnet ist, nicht aufkommen konnte. Die heilige Begeisterung dieser unvergeßlichen Tage ist durch keine Ausschweifung und

Wildheit entweiht worden; es war, als fühlte auch der Kleinste, daß er ein Spiegel der Sittlichkeit, Bescheidenheit und Rechtlichkeit sein müsse . . . So geschah es von einem Ende des Reichs bis zum andern; doch gebührte Berlin der Vorrang: sie hat bewiesen, daß sie verdient, der Sitz ihrer Herrscher zu sein. Freue dich deiner Ehren, wackere Stadt! Die alten Sünden sind versöhnt, die alten Unbille vergessen, Ruhm und Glück werden wieder ihren Wohnsitz bei dir aufschlagen. Ich sage nur das Eine: es war plötzlich wie durch ein Wunder Gottes ein großes und würdiges Volk erstanden."*

Arndt fühlt sich nun ganz als Preuße, endlich hat er eine neue Heimat gefunden.

*

Im März wird ein „Zentralverwaltungsrat" eingerichtet, der alle wiederbefreiten Gebiete mit Ausnahme von Preußen und Hannover unter eine Verwaltung bringt. Stein wird Vorsitzender, Schön und Niebuhr sind seine preußischen Vertreter. Auch Arndt wird vom Zentralverwaltungsrat angestellt und bleibt der getreue Mitarbeiter Steins, dessen diplomatische Missionen er jeweils mit seinen Aufrufen, Liedern und Pamphleten begleitet. Ende März reist er von Königsberg durch Polen nach Kalisch, wo Stein und der Zar den König von Preußen erwarten, von da nach Breslau und ist Ende April in Dresden. Er wohnt beim Vater des Dichters Theodor Körner, der bald darauf im Kampf fallen wird. Hier in diesem Hause, „wo Speise und Weide war für Kopf und Herz", strömen die begeisterten jungen Leute zusammen, darunter auch sein Landsmann und alter Freund, der Maler Caspar David Friedrich und die Dichter und Künstler Friedrich Lange, Friesen, Friedrich Förster, Fouqué.

„Ich war meinen Dresdener Monat recht fleißig, arbeitete meinen Soldatenkatechismus aus und überarbeitete

* Aus: „Das preussische Volk und Heer im Jahre 1813", Leipzig 1813.

einen dritten Teil des Geistes der Zeit, wozu ich schon in Königsberg gesammelt hatte."

Dieser „Dritte Teil", der nun ungehindert verbreitet werden kann, enthält Aufsätze zur Frage „Was wollte und was tat Bonaparte? Wie kam er nach Rußland? Wie kam er aus Rußland heraus?" – eine Beschreibung seiner Kriegszüge, eine Aufforderung an die Deutschen, die Zeichen der Zeit zu erkennen. „Was haben die großen Mächte jetzt zu tun?"

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht; ich sage: Die Weltgeschichte ist auch das Herzensgericht. Wo das große Herz waltet, da ist Glück; wo das kleine Herz waltet, da ist Unglück. Wer an Wunder glaubt, vollbringt sie; wen nach großen Taten gelüstet, der geht gewiß in kleinlichen Sorgen und Dingen nicht unter. Das Große hat in der Weltgeschichte immer das Kleine besiegt . . . Ich habe mit Träumen gespielt, die vielleicht immer Träume bleiben; aber ich habe auch Wahrheiten gezeigt, welche Gott und die Geschichte bestätigt haben. Ich sage noch einmal: Hoch fliegt der Flug der Zeit, Gewaltiges und Außerordentliches trägt sie viel in ihrem Schoße; hoch also und gewaltig sollen auch die Herzen und Gedanken der Menschen fliegen."

Und schließlich: „Was müssen die Deutschen jetzt tun?" – leidenschaftliche Anrufe und Aufrufe, sich der großen Schicksalsstunde würdig zu erweisen.

Arndts Schriften, Aufsätze, Gedichte sind jetzt ganz einseitig auf den Sieg zugeschnitten, sie enthalten zwar die alten Gedanken und Ideen, sie stellen sie aber ganz hart und unversöhnlich gegen den Feind, und an diesem Feind wird nichts Gutes gelassen. Es sind Propaganda-Schriften, wie sie im Tumult der großen Erhebung nicht anders sein können. Sie sind von einer unbändigen Leidenschaft, sind für die große Menge geschrieben, daß sie erkenne, wofür sie in den Krieg zieht, aber auch um

zu zeigen, welches die Kriegsziele sein müssen. Sie sind auch in ihrer Schroffheit groß, kräftig und zielsicher. Sie sind erhebende Kriegsthesen des Tages, mehr sind sie nicht und mehr sollen sie auch nicht sein. Schon jetzt in der Hochstimmung dieser wahrhaft großen Tage zeichnet sich die Frage der kommenden Jahre ab: die große Begeisterung im Volk und bei den Studenten hat zwar die große Wendung bewirkt, doch die Fürsten und führenden Köpfe von gestern sind nicht untergegangen und haben sich nicht verändert, sie warten nur, eine hohle Herrschaft durch eine andere ersetzen zu können.

Noch von Königsberg aus hatte Arndt seinen „Aufruf an die Deutschen" gerichtet:

„*Nicht* Bayern, *nicht* Braunschweiger, *nicht* Hannoveraner, *nicht* Hessen, *nicht* Holsteiner, *nicht* Mecklenburger, *nicht* Österreicher, *nicht* Pfälzer, *nicht* Preußen, *nicht* Sachsen, *nicht* Schwaben, *nicht* Westfäliger, *nicht* Ihr, die Ihr sonst freie Reichstädter hießet und waret. *Alles* was sich *Deutsche nennen darf* – nicht *gegeneinander* sondern: Deutsche *für* Deutsche!"

Solche Worte fanden zwar Echo in vielen Herzen, aber nur in wenigen Regierungskanzleien. Monatelang stand die russisch-preußische Allianz ganz allein; sogar Österreich hielt sich beiseite, während Napoleon in Frankreich wieder eine Armee von einer halben Million Mann aus dem Boden gestampft hatte und mit ihr erneut in Deutschland erschien.

Im Frühjahr kam es zu einigen wenigen Gefechten und dann – wurde Waffenstillstand geschlossen. Die Patrioten waren tief enttäuscht, sie hielten den Atem an; sollte der große Aufwand, die notwendige Befreiung auf halbem Wege abgebrochen werden? Allzu rasch spürte man die Kräfte, die nur das Gestrige wiederherstellen wollten und nicht etwas Neues. Eine große Denkschrift Steins über

die künftige Gestaltung Deutschlands erweckte bei den Mächten nur Mißtrauen und Widerspruch.

Aber schließlich wirkte die eingetretene Verzögerung doch noch günstig; denn Napoleon wies von sich aus die ihm gestellten recht gemäßigten Friedensbedingungen zurück. Das Ergebnis war Anfang August der Kriegseintritt Österreichs, dem sich – unter dem Eindruck der wachsenden nationalen Widerstandsstimmung in ganz Deutschland – im Herbst endlich auch die meisten Rheinbundstaaten unter Vorantritt Bayerns anschlossen. Die Waagschale des Schicksals senkte sich in den Tagen der Völkerschlacht von Leipzig (14.–19. Oktober 1813) endgültig zu Ungunsten des französischen Kaisers.

*

Aus der ostpreußischen Erhebung war eine neue mitteleuropäische Lage entstanden und im Herbst 1813 stand politisch die Frage im Vordergrund, welche Kriegsziele von den verbündeten Mächten anzustreben seien.

Noch einmal traten Stein und Arndt gemeinsam auf – Stein durch entschiedene Einwirkung auf den Zaren: er hielt ihn von Kompromissen zurück und überzeugte ihn, daß durch einen Marsch auf Paris Napoleons Sturz bewirkt werden müsse, Arndt durch die berühmte Schrift „Der Rhein – Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze“.

Er stellt darin klar: „die einzige gültigste Naturgrenze macht die Sprache“ und er fordert deshalb *diese* Grenze als Ziel des Kampfes:

„Wie glücklich stand vor dreihundert Jahren zur Zeit Maximilians I. und Luthers unsere Grenze! Deutschland hieß nur das Land der deutschen Zunge, aber das war auch ganz deutsch. In Italien und Frankreich und auch in den östlichen Grenzländern beherrschte Deutschland unmittel-

bar damals nichts, deutsche Fürsten besaßen keine italienischen und französischen Landschaften: die sogenannte Reichsherrschaft über einzelne Lande dort war mehr Name als Tat. Die Sprache machte im Süden längs der Alpen und Ardennen die Naturgrenze, soweit deutsch und flamländisch gesprochen ward, hieß dort Deutschland; die einzige Grafschaft Kleinburgund (Franche-Comte) und einen Teil von Artois und Flandern hätte man undeutsch nennen können und die von Wallonen bewohnten mittleren Maaslande. Im Norden schnitten die skandinavischen Halbbrüder sich in ihren natürlichen Sprachgrenzen von uns ab."

*

Über solchen Klarlegungen historisch-politischer Art vergißt Arndt freilich nicht den Kampfruf gegen die Kleingläubigen und gegen die Prediger der Entwurzelung, die er „Kosmopoliten" nennt. Zorngewaltig rechnet er auch mit ihnen ab:

„Tief aber verachten wir jene dummen und schlechten Schwätzer, welche ohne Kenntnis der Geschichte und ohne Ehrfurcht vor dem göttlichen Willen, der sich in der Geschichte offenbart, uns Deutschen beweisen möchten, wir müssen durchaus Schutt und Aschen werden, worin andere Völker, damit ihnen ein schöneres Leben erblühe, ihren Samen streuen ... Jener Kosmopolitismus, den man uns anpreist, ist nicht von Gott, sondern von Tyrannen und Despoten, welche alle Völker und Länder zu einem großen Schutthaufen, ja Misthaufen der Knechtschaft machen möchten ... Unser Haus, unsere Kinder, unsre Nachbarn, unser Land, unser Volk – die sollen wir über alles lieben und verteidigen, so lieben und verteidigen wir auch die Länder und Völker am besten. Verflucht aber sei die Humanität und der Kosmopolitismus, womit ihr prahlet!"

Und er stellt dem „Schutthaufen" der Kosmopoliten sein Ideal entgegen:

„Was wir Jahrhunderte, ja Jahrtausende besessen haben, Gottesfurcht, Gerechtigkeit, Redlichkeit, Tapferkeit, Frei-

heit, was wir geschaffen haben, Gesetz, Sitte, Wissenschaft und Kunst, das ist unser Vaterland, unser Deutschland, das nennen wir unser Vaterland, unser deutsches Vaterland, und das wollen wir erhalten; dafür ziehen unsre Jünglinge jetzt so freudig in das Feld und streiten, wie ihre Väter, die Cherusker und Marsen und Katten, weiland gestritten, und sterben wir wie sie."

Diese leidenschaftliche Kritik pocht freilich damals an offene Türen; die große deutsche Volksbewegung, die allein die Siege über Napoleon ermöglicht hat, reißt nun auch die zögernden Mächte über den Rhein und weiter bis zum Sturz des großen Korsen.

Trotz Einspruch von österreichischer Seite, trotz Zögerns russischer Generale, trotz Bedenken des preußischen Königs setzt Blücher in der Neujahrsnacht 1814 bei Kaub über den deutschen Schicksalsstrom*.

Es folgen noch drei Monate wechselvoller Kriegführung – immer wieder will Metternich, der inzwischen in Österreich der mächtige Mann geworden ist, mit Napoleon Frieden schließen, und der österreichische Befehlshaber Schwarzenberg hindert den „Marschall Vorwärts", wo er kann; auch Napoleon holt mehrmals noch zu neuen geschickten Manövern aus.

Aber der wuchtige Schwung des Vorstoßes ist doch so stark, daß am 31. März Paris erreicht wird.

In den ersten Apriltagen 1814 dankt Napoleon zum erstenmal ab. Am 22. Juni 1815 wird er es – nach der Episode

---

* Seiner Frau schrieb der Feldmarschall damals einen berühmt gewordenen Brief:

„HErtzens liebe Frau.

Der frühe neujahrsmorgen wahr vor mich erfreulig da ich den Stoltzen Rein Passirte, die uffer ertöhnten vor Freudengeschrey, und meine braven Truppen Empfingen mich mit Jubel, der widerstandt des Feindes wahr nicht bedeuttendt, ich schlisse nun die Festung Mainz völlig ein, führ meine Person gehe ich mit der Armee gleich vorwärts . . . der lehrm von meine braven Cameratten ist so groß daß ich mich verbergen muß damit alles zur Ruhe komt; die jenseittigen deutschen bewohner Empfangen uns mit Freudenthränen . . ."

seiner Rückkehr aus Elba – ein zweitesmal und dann endgültig tun müssen.

Die napoleonische Epoche ist zu Ende, ernstlich begonnen aber hat dieses Ende im ostpreußischen und dann mit dem gesamtdeutschen Volksaufstand. Natürlich waren es die Generale, die den französischen Kaiser im Felde besiegt haben, die Fürsten, die – von Stein bearbeitet – schließlich auf Napoleons Abdankung bestanden, aber waren es letztlich nicht doch Arndts mitreißende Aufrufe und unermüdliche Forderungen, die den fremden Kaiser wirklich stürzten?

*

Bei so großen Umwälzungen, wie es diese war, ist es natürlich schwierig, wenn nicht unmöglich, die historischen Verantwortlichkeiten genau zu bestimmen.

So urteilte ein großer Zeitgenosse – Goethe – im Jahr 1830 in einem Gespräch mit Eckermann* rückblickend:

„Wir haben keine Stadt, ja nicht einmal ein Land, von dem wir entschieden sagen könnten: hier ist Deutschland! Fragen wir in Wien, so heißt es: hier ist Österreich! und fragen wir in Berlin, so heißt es: hier ist Preußen! – Bloß vor sechzehn Jahren, als wir endlich die Franzosen los sein wollten, war Deutschland überall. – Hier hätte ein politischer Dichter allgemein wirken können; allein es bedurfte seiner nicht! Die allgemeine Not und das allgemeine Gefühl der Schmach hatte die Nation als etwas Dämonisches ergriffen; das begeisternde Feuer, das der Dichter hätte entzünden können, brannte bereits überall von selber. Doch will ich nicht leugnen, daß Arndt, Körner und Rückert einiges gewirkt haben."

Diese Erinnerung des alten Goethe, die gewiß ein treffendes Bild von der deutschen Stimmung 1813 entwirft, wird freilich hinsichtlich der Ausgangspunkte

* Zitiert nach Johann Peter Eckermann: Gespräche mit Goethe, 25. Originalauflage, Seite 553.

durch die Tatsache korrigiert, daß die geschlagenen Reste der französischen Großen Armee, solange der Aufruf fehlte*, fast unbehelligt durch ganz Deutschland nach Frankreich zurückmarschiert waren.

Und Goethe selbst hat noch im Juni 1813, als er in Dresden im Hause Körners mit Arndt zusammentraf, nur ironisch zu sagen gewußt: „Schüttelt nur an Euren Ketten, der Mann ist Euch zu groß, Ihr werdet sie nicht zerbrechen."

Nun aber war das Wunder geschehen: nicht der Olympier, der Kämpfer hatte recht behalten.

---

* Aus den ersten ostpreußischen Tagen berichtet Arndt in den „Wanderungen und Wandelungen" das folgende Gespräch des Regierungspräsidenten Schön mit Stein:

„‚Die französischen Offiziere (erzählte Schön) kamen meist in einem so armseligen jämmerlichen Aufzuge an, ... daß sie von ein paar Hundert lustigen und wohlberittenen Husaren leicht hätten können abgefangen und zusammengehauen werden. Das Volk wäre dazu wohl lustig und nach den Mißhandlungen und Schändungen, die es von ihnen gelitten hatte, auch wohl berechtigt gewesen; ja, hätte nur einer der Oberen die Trompete geblasen: Schlagt tot, schlagt tot! von den Tausenden dieser Generale und Offiziere wäre kein Mann über die Weichsel entkommen.' Hier fiel Stein ihm ein: ‚Aber warum haben Sie die Kerle denn nicht totschlagen lassen?' Und Schön erwiderte ihm ruhig: ‚So zornig Sie bei Gelegenheit auch werden können, Sie hätten es auch nicht getan.' Jener aber rief zurück: ‚Ich glaube, ich hätte blasen lassen.' Nach diesem Wortwechsel belächelten sich beide eine Weile."

Sieg der Waffen – Niederlage des Geistes

Der Kampf war geschlagen, die Waffen ruhten. Sollte nun das Großreinemachen kommen, das Europa so nötig hatte? Sollte nun endlich die Ordnung hergestellt werden, die einen dauernden Frieden versprach? Es waren ja nicht nur die Waffen der Verbündeten, in erster Linie der Deutschen, der Russen und der Engländer, die den Sieg errungen hatten, sondern in einem seltenen Aufbruch waren insbesondere in Deutschland die Geister aufgestanden, die aus Geschichte und Herkunft einen neuen Anfang für Deutschland und damit auch für Europa wünschten und herbeisehnten. Ausgangspunkt und Mittelpunkt solcher Bestrebungen mußte es sein, das 1806 aufgelöste deutsche Reich wieder zu gründen.

Wir haben gesehen, wie der Kampf gegen Napoleon nicht von den deutschen Fürsten, sondern trotz ihres Zögerns und Zauderns zum Erfolg geführt wurde und wie heftig die Patrioten sich oft gegen die Höfe wenden mußten. Stein und Arndt hatten sich im Frühjahr und Sommer 1813 entschieden darum bemüht, daß wenigstens die „Rheinbund"-Fürsten als abgesetzt erklärt würden. Statt dessen hatte sich auch der russische Zar nur dazu verstanden, die deutschen Verbündeten Napoleons zum Abfall vom französischen Kaiser aufzurufen. Schließlich wurde sogar der sächsische König, der noch in der Völkerschlacht von Leipzig auf französischer Seite kämpfte, wieder in Gnaden angenommen, obzwar er einen Teil seines Landes verlor.

Vergeblich hatte Arndt das Entscheidungsjahr 1814 mit einer großen staatspolitischen Flugschrift („Über künftige ständische Verfassungen in Deutschland") eingeleitet, in der er die nationaldeutsche Forderung der Zeit sorgfältig und klar umriß:

„Zunächst setzen wir folgendes voraus:

Die Stellung aller deutschen Fürsten und Lande unter ein gemeinsames Oberhaupt, welches Kaiser oder König genannt wird.

Die Einrichtung einer durch das ganze Reich gehenden kriegerischen Erziehung und festen Kriegsordnung und Kriegsübung, welche den Befehl geschwind und den Gehorsam bereit machen, und welche den Fremden auf ewig die Gedanken nehmen, von einem Ende des Landes bis zum andern über unsere Grenzen zu laufen, wie in diesen Tagen geschehen ist.

Die Entwerfung und Begründung deutscher Gesetze, welche über das ganze Reich gelten; wobei man so sehr als möglich die alten deutschen Rechte und Satzungen und die Eigenheiten und Bedürfnisse des Volkes und Landes im Auge hat.

Die Stiftung großer Reichsgerichte mit dem Glanz und der Majestät der Gerechtigkeit und mit der Zahl der Ober- und Unterrichter, daß beide die Heiligkeit der höchsten Angelegenheiten des Volkes erscheine, und die geschwindeste Schlichtung der Zwiste und Händel möglich sei.

Die Verordnung eines deutschen Reichstages, zu welchem die Landboten von den Ständen der einzelnen Landschaften und Staaten des Reichs gewählt werden.

Wenn diese und andere notwendige Erfordernisse, ohne welche das Ganze gar nicht bestehen kann, abgemacht und festgestellt sind, reihen sich die einzelnen Herrschaften und Lande darunter . . ."

„. . . reihen sich die einzelnen Herrschaften und Lande darunter" – es sollte noch Jahrzehnte dauern, bis dieses Werk gelang!

*

Im besetzten Paris ging es 1814 zunächst um einen Frieden mit Frankreich.

Schon hier klafften die Interessen der Alliierten auseinander. Der Zar Alexander, der bisher Steins Ratschlägen zu gutem Erfolg offenes Gehör gegeben hatte, machte sich jetzt zum Fürsprecher französischer Wünsche, die der verschlagene Talleyrand meisterhaft zu vertreten wußte. Metternich, der österreichische Staatskanzler, wandte seine Hauptinteressen dem Wiedergewinn italienischer Besitzungen für den Habsburger Staat zu und so kam es, daß schon im Mai 1814 die Vorentscheidung gegen Deutschland fiel: der Pariser Friede beließ nicht nur beträchtliche deutsche Gebiete, wie das Saarland und das Elsaß bei Frankreich, der Vertragstext nahm sogar die innerdeutsche Entscheidung schon vorweg „Deutschland“ – so hieß es im Friedensvertrag vom 30. Mai 1814 – „wird aus unabhängigen Staaten bestehen, die durch ein föderatives Band vereinigt sind“. Die deutsche Frage und alle noch unerledigten Angelegenheiten wurden an einen Kongreß verwiesen, der im September in Wien zusammentrat.

*

Arndt geht nicht nach Wien. Als der bekannte Stuttgarter Verleger Cotta ihn auffordert, als Korrespondent für die Allgemeine Zeitung in Wien zu arbeiten, schreibt er: „Ich gehe nicht nach Wien, weil ein solcher politischer Ketzer dort unangenehm sein würde.“ Auch andere Aufforderungen, den Kongreß in der Nähe zu beobachten, lehnt er ab. Er weiß, daß die Entscheidung schon gefallen ist – gegen das Reich, von dem er träumt.

Arndt geht statt dessen nach Berlin. Er wandert zu Fuß dahin und macht Halt an der Stelle am kleinen

Wannsee, „wo der genialische Heinrich von Kleist, den ich im Winter 1809 in Berlin oft mit Freuden gesehen hatte, sich unten am See entleibte."* Abends ist er wieder einmal bei seinem Freunde und Landsmann Reimer, dem Verleger so vieler großer deutscher Männer. Hier gibt er zusammen mit Lange das „Tagesblatt der Geschichte" heraus; es entstehen noch zwei seiner bedeutendsten Schriften: „Blick aus der Zeit auf die Zeit" und „Über Preußens Rheinische Mark und über Bundesfestungen". Er empfindet „Überdruß und Ekel an der Zeit", seine Sprache wird noch deutlicher, offen wirft er allen Reichsfeinden und Reichszerstörern den Fehdehandschuh hin. Arndt ist jetzt ganz Preuße geworden; nur in Preußen sieht er eine deutsche Zukunft, während Österreich einmal durch den Verzicht auf die vorderösterreichischen Gebiete im Elsaß und zum andern durch den Neuerwerb Oberitaliens und Galiziens immer mehr aus dem Reich herausgewachsen ist. „Die Zeit wird kommen", schreibt Arndt – auch in diesem Punkt weit vorausblickend – „wo Österreich die Politik der letzten beiden Jahre wahrlich nicht segnen wird." Und: „ich habe Preußen gelobt, nicht weil es Preußen heißt, sondern weil es mir das einzige deutsche Land scheint, welches die Nichtigkeit Deutschlands zur Herrlichkeit erheben kann".

Das ist seine Zukunftshoffnung, die nüchterne Wirklichkeit sieht zunächst anders aus:

„Wir werden aus Wien wahrscheinlich ein buntes Ungeheuer von einem Bundesstaat erhalten, der zusammengeflickt wird, wie der Zufall oder wie der leidige Ländereinrichter und Verfassungsschmied Napoleon Bonaparte die Staaten eben nebeneinander hingeworfen hat."

*

---

* Vgl. Anmerkung Seite 111.

Arndt behielt nur allzu recht; vom Historiker Heinrich von Treitschke stammt diese knappe Schilderung des Wiener Kongresses:

„Als König Friedrich Wilhelm im Herbst 1814 nach Wien abreiste, rechnete er auf einen Aufenthalt von drei Wochen. Aber volle neun Monate sollten vergehen von der ersten Konferenz der Bevollmächtigten der vier alliierten Mächte am 18. September 1814 bis zu der endgültigen Unterzeichnung der Schlußakte des Kongresses am 19. Juni 1815. Wer hätte auch Kraft und Lust gefunden zur raschen Erledigung der Geschäfte? Die fünf Sinne forderten ihr Recht nach der krampfhaften Sorge und Unruhe dieser beiden wilden Jahrzehnte. Wie einst Paris nach dem Sturze der Schreckensherrschaft sich kopfüber in den Strudel des Genusses gestürzt hatte, so atmete das alte fürstliche und adlige Europa jetzt auf, froh seiner wiedergewonnenen Sicherheit. Der große Plebejer war gefallen, der einmal doch den Hochgeborenen bewiesen hatte, was eines Mannes ungezähmte Kraft selbst in einer alten Welt vermag; die Helden des Schwertes verschwanden vom Schauplatze, mit ihnen die große Leidenschaft, die unerbittliche Wahrhaftigkeit des Krieges. Wie Würmer nach dem Regen krochen die kleinen Talente des Boudoirs und der Antichambre aus ihrem Versteck hervor und reckten sich behaglich aus. Die vornehme Welt war wieder ganz ungestört, ganz unter sich."

Über all dem kleinen Getriebe (sogar die napoleonischen Marschälle hatten sich Fürsprecher in Wien besorgt, um ihre in Deutschland gelegenen Güter wieder erstattet zu erhalten!) wirken die ernsten Gegensätze der Großmächte. Stein ist zwar monatelang in Wien, aber er verfügt längst nicht mehr über seinen früheren Einfluß auf den Zaren Alexander, dessen russische Interessen keinesfalls auf ein starkes Deutschland gerichtet sind. England ist natürlich ebenso dagegen.

Weder die Briten noch die Russen waren am geistigen Aufbruch beteiligt gewesen. Für sie galt es nur, ihre

imperiale Herrschaft, die sie gerade infolge der europäischen Wirren hatten aufrichten und verstärken können, zu sichern. Dazu war es nötig, daß nicht einer zu stark wurde, daß, wie es die Engländer auf ihre Fahnen schrieben, das europäische Gleichgewicht erhalten wurde. Und in Österreich regierte ein Politiker, der ein geistiger Bruder des französischen Diplomaten war: Metternich und Talleyrand. Sie waren keine Staatsmänner, die Neues wollten, sie waren die Erhalter des Gewesenen und darin Meister. Kein Wunder, daß Preußen bald isoliert war.

*

Arndt ist inzwischen nicht nur dem Herzen nach sondern auch juristisch „Preuße" geworden:

„Ich lebte diesen Herbst 1814 und den Winter 1815 in Berlin. Ich gehörte diesem Staate jetzt an, nachdem ich von meiner schwedischen Sonderheit (Partikularismus) und fast auch von jeglicher deutschen Sonderheit geheilt worden. Ich hatte früher manches Sonderheitsgefühl gegen die Preußen gehabt, selbst mein alter Herr (gemeint ist Stein) hoffte im Anfang des Jahres 1813 nicht so viel von den Preußen, als er gesollt hätte. Er gedachte noch des Kampfes von 1809, des stolzen Riesenkampfes, wo Österreich mit den edelsten Wunden nur untergelegen war – nein, nicht untergelegen –, wo es den schlimmen Frieden hatte unterzeichnen müssen, weil es zuletzt nicht nur allein gelassen, sondern zum Übermaß des betörten und betörenden Jammers vom Osten her sogar von den Russen angegriffen ward. Als nun aber der alte preußische Donner und Blitz alles aufschütterte, als die Siege von der Walstatt, von Dennewitz, Wartenburg und Leipzig wie Lichtstreifen des Ruhms jenem Blitz nachzitterten, da glaubte ich einen Herrn zu sehen; ich glaubte eine auch für die Zukunft belebende, erhaltende und schirmende Macht Deutschlands zu sehen. Ich ward mit voller Liebe und Zuversicht ein Preuße."

Reich fließt in jenen Jahren des Nachklingens nach den großen Erlebnissen noch Arndts dichterische Ader. „Was

blasen die Trompeten?" begann das Lied vom Feldmarschall Blücher; „Deutsches Herz, verzage nicht, tu was dein Gewissen spricht!" ist Mahnung und Aufforderung an die lieben Landsleute; „Wer ist ein Mann? Wer glauben kann inbrünstig, wahr und frei; Denn diese Wehr bricht nimmermehr, sie bricht kein Mensch entzwei", ist Halt und Einkehr für die vielen Menschen im Getümmel des Aufbruchs, nach dem Verlust aller materiellen und Gefühlswerte. Immer bleibt er tätig, trotz aller wachsenden Widerwärtigkeiten behält er seinen Kopf oben. Er verzagt nicht. Kommt die Erfüllung nicht heute, dann muß sie sich morgen einstellen. Und er gibt sich und allen Deutschen im schönen, heute noch vielgesungenen „Bundeslied" Gewißheit, Glauben und Kraft:

Sind wir vereint zur guten Stunde,
Wir starker, deutscher Männerchor,
So dringt aus jedem frohen Munde
Die Seele zum Gebet hervor;
Denn wir sind hier in ernsten Dingen
Mit hehrem, heiligen Gefühl;
Drum muß die volle Brunst erklingen
Ein volles, helles Saitenspiel.

Rückt dichter in der heil'gen Runde
Und klingt den letzten Jubelklang!
Von Herz zu Herz, von Mund zu Munde
Erbrause freudig der Gesang!
Das Wort, das unsern Bund geschürzet,
Das Heil, das uns kein Teufel raubt
Und kein Tyrannentrug uns kürzet,
Das sei gehalten und geglaubt."

(1815)

*

Schließlich entwickelt sich in Wien das von Arndt erwartete Monstrum eines kraftlosen „Deutschen Bundes"; der zeitgenössische Publizist Joseph Görres schreibt schon am 19. April 1815 im „Rheinischen Merkur" bitter über das Deutschland von damals:

„Seine Krone ist zerbrochen und zu Siegelringen seiner Souveräne umgeschmolzen; das alte große Haus ist dem Boden gleich geschleift, und kleine Häuschen sind aus den Trümmern aufgeführt, worin jeder selbständig seine Wirtschaft führt. Nicht mehr heilig, sondern heillos müßte fortan zugenannt werden dieses Reich."

Am 8. Juli 1815 ist es so weit: die Bundesakte, in der nicht einmal das Wort „deutsches Volk" vorkommt, und die statt eines zeitgemäßen Nationalstaates einen Verein von 39 „Souveränen" begründet und dessen Verhältnis sich nur von „Hof" zu „Hof" abwickelt, tritt in Kraft.

Arndt kann nur noch einen Nachruf schreiben (in der im Sommer 1815 erschienenen Flugschrift „Der Deutsche Bund wider das Deutsche Reich"):

„Es ist also gefallen, das schöne lang gefürchtete, schon zum Voraus allgemein verfluchte Los! Du armes, treues, deutsches Volk! Du solltest keinen Kaiser haben. Sie, Deine Fürsten, wollen selbst den Kaiser spielen ... Nicht ein Volk sollst Du sein, nicht deutsch sollst Du sprechen, denken und handeln, sondern österreichisch und preußisch, bayerisch und schwäbisch, sächsisch und hannoverisch, badisch und hessisch, und nach drei Generationen wie der Souverän von Krähwinkel und Widershausen, von Schöppenstädt und Schilda, von Deutschroda und Winkelsleben! Statt eines Herrn hast Du ein paar Dutzend, die, wenn es deutsche Sachen betrifft, nie einig werden können, und die Dich gegeneinander jagen, wenn sich einer den Anmaßungen des andern nicht fügen will. Ist der äußere Feind abgetrieben, so gebärt Dein Inneres ein Nest voll Ungeziefer, das nur leben kann, indem es sich auffrißt ..."

Arndt sieht voraus, was das Ergebnis der Fehlgründung jenes „Deutschen Bundes" sein wird: „Was ihr hoffen könnt ist Krieg, weil von nun an der Streit über die Oberherrschaft in Deutschland beginnen kann und wird und muß."

In der Tat wird – ein halbes Jahrhundert später – der endlichen Wiedergründung des Reiches ein preußisch-österreichischer Rivalitätskampf vorausgehen.

Da allerdings hatte Preußen den Staatsmann an der Spitze, der ihm 1814 und 1815 gefehlt hat*.

*

Inzwischen war Napoleon von Elba zur abenteuerlichen „Herrschaft der hundert Tage“ zurückgekehrt, und der neuentbrannte Kampf, der im Vernichtungssieg von Waterloo (15. Juni 1815) endete, stellte nochmals die Frage des Friedens mit Frankreich zur Entscheidung.

Arndt war auf die Nachricht von Napoleons Rückkehr aus Pommern, wo er seinen Bruder Fritz zum letztenmal sah und seinen Sohn Carl Moritz zu sich nahm, an den Rhein geeilt und hatte, schnell entschlossen, eine neue Zeitschrift „Der Wächter“ gegründet, die jetzt sein Sprachrohr für die Aufklärung der Soldaten und der Bevölkerung sein sollte.

An Gneisenau schreibt er:

„Man muß sich vor dem Volke so gebärden, als wenn durchaus das Rechte und Gerechte geschehen müßte, und ich denke, viel könnte doch immer geschehen. Wir Schreiber aber müssen durchaus dahin zu wirken suchen, daß die politischen Ansichten über des Vaterlandes Heil und Sicherheit, welche feste Ideen der Minister sein sollten, wenigstens mehr und mehr deutsche Ansichten des Volkes werden.“

Arndt läßt nicht locker. Es geht jetzt nochmals um die zukünftigen Grenzen Deutschlands:

„Mit welchen Gefühlen, mit welchen Gefühlen von Wonne und Weh über all diese Schönheit und Herrlichkeit,

---

* Vergl. das Druffel-Jugendbuch von Arthur Ehrhardt: „Der Junker und der deutsche Traum – Die Wiedergründung des Reiches durch Otto von Bismarck.“

und daß diese nicht wieder unser geworden, bin ich in Straßburg auf dem hohen Münster gestanden und habe im Osten den Schwarzwald, im Süden den Jura, im Westen den Vogesus vor mir sich bläuen sehen!"

Für Arndt sind und bleiben die Grenzen natürlich in der Sprache gezogen und nicht in der Willkür einseitiger politischer Forderungen. Dies ist für ihn keine Frage der Rache, sondern des Rechts.

Er steht mit beiden Füßen auf der Erde und will im Friedensvertrag mit Frankreich nicht etwa den Nachbarn „demütigen":

„Es fehlt nicht an solchen, die das sagen: Das Land hat den Frieden verwirkt, es hat durch ewigen Treubruch und Friedensbruch dadurch, daß es mit dem greulichsten Übermut keine Rechte der Völker geehrt hat, alles Recht verwirkt. Ja", berichtet er: „man fordert, daß sie so zerrissen werden, wie sie uns zerrissen haben. Man fordert, daß die Franzosen tausendfältig verdient haben, hart gezüchtigt zu werden, daß es auch für die Ruhe unseres Weltteils und unseres Vaterlandes notwendig ist, daß man sie schwäche und einschränke."

Arndt wendet sich – darin ein Vorbild auch für das 20. Jahrhundert! – gegen jede Art von Haßfrieden, der ihm ein „durchaus verkehrter" ist:

„Wir wollen nichts Unmenschliches und Hinterlistiges weder billigen noch raten gegen die Franzosen, wie unmenschlich und hinterlistig sie unsre Macht und unser Glück auch zu bestricken und zu zerstören gesucht haben."

Der Friedensvertrag müsse aber auch für die Deutschen Recht bringen. Und das Recht sei, daß sie wieder die Gebiete bekämen, in denen deutsch gesprochen wird und die Jahrhunderte hindurch deutsch waren:

„Nehmen wir also das Unsrige, und lassen sie (die Franzosen) gewähren und sich für frei oder knechtisch, königlich oder kaiserlich machen, wie sie bestehen kön-

nen ... Wahrlich, wir haben ein jeglicher genug mit dem eigenen Elend und der eigenen Verwirrung zu tun, und es ziemte uns wohl schlecht, andern Glück und Freiheit, wenn sie sie haben können, abschneiden zu wollen, da wir sie selbst noch suchen. Denn jedes Unrecht, sogar gegen die schlimmsten Feinde, ist zugleich eine Dummheit: das schreiendste Unrecht aber ist, wenn man bei Völkern einen unrechtlichen und unsittlichen Zustand nicht allein verlängern sondern sogar mit absichtlicher Bosheit bereiten will."

Es ist Größe und Weitblick, die aus diesen Worten spricht; noch ein Jahrhundert später, in Versailles und Jalta, hätte man Arndt lesen sollen!

*

Auch der zweite Pariser Frieden wird eine Enttäuschung. Das Elsaß bleibt französisch; nur in einem Punkt setzten sich Arndt und die preußischen Patrioten durch: aus dem Saarland müssen sich jetzt die Kommissare des französischen Königs*, die sich dort vor Jahresfrist niedergelassen hatten, wieder zurückziehen. Außerdem müssen die von Napoleon geraubten Kunstwerke zurückerstattet werden. Die „Quadriga" kehrt auf das Brandenburger Tor in Berlin zurück.

Die großen Entscheidungen aber sind unverändert geblieben. Dem zweimaligen Sieg der Waffen ist die Niederlage des Geistes von 1813 gefolgt. Während sich die 39 deutschen Hofhaltungen auf die „Metternichzeit" einrichten, bleiben Arndts Forderungen in der ersten Ausgabe des „Wächters" ein Wunschtraum:

„Die Zeit, worin wir leben, hat uns Deutschen zugemutet, politische Menschen zu werden. Es hat schwerer Jahre bedurft, daß wir aus dem dämmernden Traum einer

---

* Vergl. das Druffel-Buch von Sepp Frisch: „Die Saar blieb deutsch – Ein Rückblick 1680–1955" Seite 40 ff.

Gleichgültigkeit geweckt wurden, die dem deutschen Namen fast den Untergang drohete. Gottlob uns ist wieder ein Vaterland gezeigt worden, ein Ziel, worauf alle Deutschen als Volk schauen und wofür sie streben und arbeiten sollen. Immer aber gilt noch mit Recht die Klage, daß wir noch nicht politisch genug sind. Damit wir dies immer mehr werden, dafür muß jeder redliche Deutsche denken und streben und auf seine Weise den Kampf durchkämpfen helfen, der nicht allein auf Schlachtfeldern entschieden werden kann."

Es ist kein Haß gegen andere und auch kein engstirniger Nationalismus, den Arndt predigt; ihm geht es um die Erziehung des seit Jahrhunderten mißleiteten deutschen Volkes zu einem allgemeinen Nationalgefühl gegenüber den vielen Potentaten und Duodezfürsten, zu einer allgemein deutschen Würde gegenüber der gefährlichen Überfremdung, zu dem, was die anderen Staaten und Völker als Selbstverständliches besitzen, was die Deutschen aber noch nicht erreicht haben: daß jeder sich nach seinen Gaben entwickeln möge.

Aber er weiß auch, wie er in einem Aufsatz „Über das Verhältnis Englands und Frankreichs zu Europa" schreibt, daß die bestimmenden Schichten in den damaligen Staaten sich nicht für neue Ideen erwärmen können. Den Krämergeist, von dem er sprach:

„dies nannten sie ihre Bildung, ihre Aufklärung, dies das Glück und die Höhe des Zeitalters; dies hieß ihnen Toleranz, Eleganz, Urbanität, Liberalität; und damit das Geschlepp ausländischer Äffereien und Untugenden und halber Begriffe, die sich mit fremden Namen am Besten ausdrücken lassen, voll würde, mit einem vornehmen Worte: Humanität. Es war eben jenes erbärmliche, halbzierliche und halbknechtische Wesen, wovon Tacitus sagt: ‚Die Unwissenden nannten das Humanität, da es doch ein Teil der Knechtschaft war.'"

Das Ende des Abenteuers

Die Fremdherrschaft ist zerbrochen, doch das Ziel ist nicht erreicht worden. Das Vorgestrige ist wieder auferstanden, die treuen Kämpfer stehen ermattet am Rand und müssen zusehen, wie im diplomatischen Finessenspiel der Erfolg zerrinnt.

Dem Reichsfreiherrn vom Stein werden hohe äußere Ehren angetragen. Preußen will ihn zum neuen Bundestag als Gesandten entsenden, Metternich ihn gar zum Präsidenten dieser Einrichtung machen. Er lehnt klugerweise ab, da er sich im System des „Deutschen Bundes“ keinen Erfolg seiner Wirksamkeit versprach. Nur einem unpolitischen Werk widmet er noch seine letzten Lebensjahre – der Sammlung mittelalterlicher Urkunden und Handschriften, die als „Monumenta Germaniae Historica“ bis auf den heutigen Tag fortgesetzt wird ...

Arndt sucht den Weg auf seine Weise – er wollte „nichts weiter werden als Professor an der neu zu gründenden Rhein-Universität, wie ich meinte, um dort guten deutschen Sinn fördern zu helfen“*.

Noch steht Arndts Name in hohem Ansehen und der preußische Staatskanzler Hardenberg sorgt dafür, daß er an die nachmalige Friedrich-Wilhelms-Universität berufen wird. Auch Arndts Anregung, diese Hochschule nicht in Köln sondern in Bonn zu errichten, findet Gehör.

---

* Aus: „Notgedrungener Bericht aus seinem Leben mit Urkunden der demagogischen und antidemagogischen Umtriebe von E. M. Arndt“, Leipzig 1847.

Dort läßt er sich nieder, dort baut er sich ein Häuschen weit draußen vor der Stadt in die Natur am Rhein mit dem Blick auf das Siebengebirge. Seit 1817 ist er in zweiter glücklicher Ehe mit der Schwester Nanna seines Freundes Schleiermacher wieder verheiratet.

Das Rheinland scheint ihm der gegebene Platz für eine notwendige Wirksamkeit, nachdem es im „Rheinbund" separatistischen Strömungen ausgesetzt gewesen war; hier erkennt er einen wichtigen Eckpfeiler für die Erhaltung des Deutschtums. Hier will er seine Stimme erheben, allerdings jetzt nur für die Studenten, für die nächste Generation.

*

Arndt sollte sich nicht lange dieser wohlbedachten und wohlverdienten Stellung erfreuen: „Schon hatte es in mancherlei Vorplänkeleien und Scharmützeln auf mich gespielt, bald folgten nun dicht hintereinander Warnungen, Weisungen, Drohungen."

Was war geschehen?

Noch in der Bundesakte von 1815 war es den deutschen Einzelfürsten freigestellt worden, ob sie „Verfassungen" gewähren und ein politisches Leben im Volke dulden wollten. Bald aber wurde es strikte Forderung des Wiener Staatskanzlers Metternich, jede freie Regung, jedes allgemein nationale Wirken als „Jakobinismus" und als „Staatsgefährdung" zu denunzieren.

Es war das alles ganz logisch: da man das Reich nicht wiedergegründet hatte, weil man es nicht wiedergründen wollte, mußte man bald auch dazu kommen, diejenigen zum Schweigen zu bringen, die vom Reich sprachen und es weiter als Ziel vor sich sahen.

Und konnte man nicht Hessen und Schleiz, nicht Bayern und Österreich zur „Nation" ausrufen, so mußte

man wenigstens die Männer aus der Öffentlichkeit ausschalten, die ihr Vaterland in Deutschland sahen.

Arndt schreibt einen Vierten Teil zu seinem „Geist der Zeit". Schon die Kapitelüberschriften sind eine Herausforderung an alles, was man bald das Wiener „System" nennen wird: „Vorwärts und Rückwärts – Deutschland" – „Verfassung und Pressefreiheit" – „Die deutsche Wehrmacht" – „Die deutsche Art und das Welschtum bei uns"...

Über all solcher Kritik an der damaligen Gegenwart steht die herausfordernde Frage:

„Und solltest du wieder in Nacht zurücksinken, glänzende Zeit? Sollten wir Deutsche wieder die traurigen Siebenschläfer werden, die wir Jahrhunderte gewesen, und zwischen Wachen und Schlafen in den dunklen Höhlen dämmern und frieren, während die anderen Völker sich im fröhlichen Lichte des Lebens ergehen?"

Arndts Optimismus ist immer noch mitreißend:

„Nein! nein! nimmermehr! Das darf, das soll nicht sein! Ich frage, wo ist jetzt die irdische Gewalt, die das Edle und Freie töten kann? Hat es in seiner unsichtbaren Majestät den eisernen Napoleon zerknirscht und zermalmt; so wird es siebenundsiebzig andere Napoleone zerknirschen und zermalmen . . ."

Stein gratuliert Arndt zwar zu diesem neuen tapferen Werk: „Möge der Inhalt dieses guten Buches auch reiche und reife Früchte bringen!", aber die Meute ist nun losgelassen.

Wieder einmal wird ein Buch Arndts einem König vorgelegt, mit roten Anstrichen versehen . . .

Friedrich Wilhelm III. ist engherziger als es der schwedische König im Jahre 1803 gewesen ist. Es ist für die Höflinge auch nicht schwierig, aus Arndt's Schriften Unehrerbietiges über die deutsche Fürstenherrschaft zusammenzutragen!

Das Übrige besorgt Metternichs Einfluß: das preußische Kabinett beschließt im Jahre 1818, den Professor Arndt in Bonn zu verwarnen, und der Oberpräsident und Kurator der Universität, Graf Solms-Laubach erhält den Auftrag, diese Verwarnung hochoffiziell zu überbringen.

Noch waren erst knapp fünf Jahre vergangen, seit Arndt zu denen gehörte, die den preußischen Staat befreit hatten!

*

Im Jahre darauf, als der Student Sand den Schriftsteller Kotzebue ermordet, bricht über Arndt und viele andere aufrechte Deutsche jene sogenannte „Demagogen"-Verfolgung* herein, mit der Metternich glaubte, den Nationalwiderstand gegen sein antinationales Staatsprinzip endgültig brechen zu können; es bleibt zwar bei einem Scheinsieg, aber es wird ein Vierteljahrhundert dauern, bis sich endlich auch hier wieder zeigt, daß Gewalt nichts über Geist vermag.

Arndt berichtet aus dieser trüben und schamvollen Zeit:

„Ich mußte mich über alle meine jemals erschienenen kleinen und großen Bücher, über alle Briefe, über alle Gefühle, Gedanken, Einfälle und Scherze der langweiligsten Untersuchungsfolter von beinahe anderthalb Jahren unterwerfen und mich langsam abschlachten lassen." **

Die eifrigen Kleingeister finden zwar weder die vermutete „Verschwörung" noch andere Hinweise auf unge-

---

* Zur Kennzeichnung jener Metternichschen „Demagogen"-Verfolgung zitiert Tim Klein in seinem bereits erwähnten Buch „Die Befreiung 1813" die nachstehende zeitgenössische Darstellung aus den Denkwürdigkeiten des preußischen Generals von Hüser:

„Wer eine christliche oder eine deutsche Gesinnung aussprach, wurde damals für einen Demagogen und Volksverführer gehalten, und so genossen denn auch ich und die meisten Freunde die Ehre, als Demagogen verschrien zu werden und unter der in den nun folgenden Jahren ausbrechenden, sich immer steigernden schrecklichen Jagd auf eingebildete revolutionäre Meinungen leiden zu müssen."

** Aus: „Notgedrungener Bericht..." a. a. O.

setzliches Handeln, aber genügt nicht ein Blick in jede Schrift Arndt's, um zu wissen, daß er anders denkt, als nun gedacht werden soll. Die Juristen machen es sich einfach: sie finden zwar nichts, was zu einer Anklage gegen Arndt ausreichen würde, aber das hochnotpeinliche Untersuchungsverfahren wird trotzdem nicht eingestellt!

Man verweist ihn allerdings nicht von Bonn, er ist aber gezwungen zu schweigen, ein gerade für diesen Mann fast tödliches Urteil.

Ein Vierteljahrhundert später, in dem „Notgedrungenen Bericht", den er mit allen Akten und Vorwürfen im Jahre 1847 veröffentlicht, meint er:

„Wahrscheinlich ist mir aus vielen Zeichen geworden, daß, während man mich und andere beschuldigt, wir bilden eine gefährliche geheim zusammenverschworene Partei gegen die Sicherheit des Staates, andere im Innern des verborgenen Vulkans zusammengeschlossen sitzen, aus welchem über ganz Deutschland so viel schwarzer Staub und Rauch aufgewirbelt ist, von welchem auch ich meine gehörige Bestäubung und Beräucherung erhalten habe. Was diese anderen für Zwecke hatten und haben, das weiß ich noch nicht, aber die Zeit wird es ja alles offenbar machen."

Zwanzig lange Jahre verliert Arndt dadurch, zwanzig Jahre muß er schweigen. Zwischen seinem 51. und seinem 71. Lebensjahr sitzt er in Bonn, erhält zwar seine Bezüge, darf aber nicht mehr lehren, denn er gilt als ein „Verführer der Jugend".

Man kann sich schwer vorstellen, was das für diesen Mann bedeutet hat. Er kämpft immer wieder um seine Rehabilitierung, um seine Einsetzung ins Amt. Er beschwört die Regierung: „Wer die Freundschaft und das Vertrauen der Besten, Edelsten und Tapfersten im deutschen Vaterlande besessen hat", der könne doch kein Schelm und kein Narr sein. Aber in Berlin herrscht eisiges Schweigen – für Friedrich Wilhelm III. bleibt Arndt

gerade wegen seines kühnen Auftretens im Jahre 1813 in Acht und Bann. Erst als der König im Jahr 1840 stirbt und Friedrich Wilhelm IV. den Thron besteigt, wird das „Untersuchungsverfahren“ eingestellt und Arndt als Greis wieder in seine Rechte eingesetzt:

„Zwanzig Jahre hatte ich wie altes Eisen still gelegen und war eingerostet und verrostet. Ich war über mein Siebenzigsten hinaus, zu alt für einen frischen lebendigen Mund. In dem Alter, wo alle Weisesten für das Schweigen von dem Lehrstuhl herabsteigen, sollte ich für das Sprechen wieder hinaufsteigen . . .“

Am liebsten würde er verzichten, würde absagen, als die neuen Nachrichten aus Berlin ihn erreichen. „Ich zagte und zagte in dem Gefühl, daß meine Trompete lange

zerblasen war, daß ich für die Universität höchstens ein Name mit Schall, aber ohne Ton sein würde", gesteht er sich ein. „Aber die Lage war so gestellt, daß Weigerung von der Königlichen Huld möglicherweise als Trotz gedeutet werden konnte. Ich nahm also an und ließ mich wieder in die Fakultät einführen und auf den lange gesperrten Lehrstuhl hinaufführen." Es wurde ein Fest, es war wie „ein Freudentag für die ganze Stadt"; die Universität, die solange geschwiegen hatte, wählte ihn nun für das nächste Jahr zum Rektor Magnificus!

Im Jahre 1840 erscheinen die „Erinnerungen aus dem äußeren Leben", eine Fundgrube der Geschehnisse eines langen Lebens. Dann legt er seine Vorlesungen in einem „Versuch in vergleichender Völkergeschichte" nieder. Gelegentliche Zeitschriftenaufsätze schließen sich an – sein Blick ist klar geblieben, wenn auch die Last des Alters ihn beugt.

*

Arndt erlebt noch, was ihm nicht zweifelhaft war: den Sturz Metternichs, das Aufbrausen des solange zurückgestauten Nationalgeistes im Frühjahr 1848.

Er steht freilich nun schon im 79. Lebensjahr, als diese Bewegung von Paris ausgehend nach Wien und zuletzt auch auf Preußen übergreift. Längst ist das von den Kabinetten engherzig regierte Volk politisch führungslos geworden und so greifen in die Aufstandsbewegung vielerlei Kräfte ein, denen auch Arndt verblüfft gegenübersteht. Er ist empört über die Berliner Ereignisse*,

* Nachdem in Wien am 15. März 1848 unter dem Druck von Straßendemonstrationen Metternich aus seinem Amt entlassen worden war, kam es in den darauffolgenden Tagen in allen deutschen Staaten zu revolutionären Ereignissen, die sich in Berlin zu Straßenkämpfen steigerten. König Friedrich Wilhelm IV. hielt es für richtig, den Abzug der in Berlin stationierten Truppen anzuordnen, und sich in die Gewalt der Aufständischen zu begeben, unter denen zahlreiche Polen wirkten. Schließ-

will auch nichts vom Republikaner Kinkel wissen, der im Rheinland – auch in Bonn – viele Anhänger hat.

Als die Wahl zur deutschen Nationalversammlung ausgeschrieben wird, stellen ihn drei deutsche Wahlkreise als Kandidaten auf – darunter auch seine alte Heimat, die Insel Rügen. In allen drei Wahlkreisen wird er gewählt, er nimmt aber die Wahl des Kreises an, der ihm als erster das Ergebnis meldet und so zieht er als Abgeordneter der Stadt Solingen in die Frankfurter Paulskirche ein.

Mit schlichten Absichten erscheint der Greis als ein „gutes altes deutsches Gewissen, als welches meine Wähler mich auch wohl geschätzt haben" ...

Er muß sich freilich bescheiden:

„Wäre ich dreißig, vierzig Jahre jünger, so würde ich bald in einer, bald in der andern Kneipe, wo sich Klubs halten, auch auf die Tische springen und die Ware, die ich führe, besser an den Mann zu bringen suchen. Denn eben in diesen einzelnen Klubs und Versammlungen wird das meiste gewirkt und suchen die Parteien sich geltend zu machen. Aber nach der Tageslast muß unsereiner in den Stunden zwischen neun und ein Uhr nachts sich mehr in die Ruhe zurückziehen ... Ich sitze also mit und versitze möglicherweise einem schlechteren Mann die Stelle. In Einzelreden und mit Gesprächen säet so ein Alter vielleicht auch zuweilen ein gutes Samenkörnlein aus."*

Bei einigen Gelegenheiten freilich tritt der alte Arndt doch in den Vordergrund: schon in der zweiten Sitzung der Nationalversammlung, als er nur einige wenige Worte spricht, erhebt sich die ganze Paulskirche spontan, um dem alten Künder und Mahner deutscher Freiheit ergreifend

---

lich wurden die Leichen der bei den Barrikadenkämpfen Gefallenen in den Schloßhof verbracht, wo der König sich vor ihnen verneigen mußte; außerdem unternahm er mit schwarzrotgoldner Schärpe einen Umritt durch die Stadt.

* Aus einem Brief an den Philosophen August Brandis.

zu huldigen. Stehend singen die Abgeordneten sein Vaterlandslied ...

Ein zweitesmal ward Arndts gedacht: als man im Juli 1848 – um endlich eine Tatsache zu schaffen – den österreichischen Erzherzog Johann zum Reichsverweser ausrief, trat nach dem Präsidenten der Nationalversammlung in ihrem Auftrag auch Arndt auf, um ein Grußwort zu sprechen.

Die Reichsverweserschaft des Erzherzogs und seine Reichsregierung blieb freilich nur eine Episode: die Staatsgewalt der Einzelstaaten stärkte sich wieder, Österreich widersetzte sich mit Rücksicht auf seine zahlreichen nichtdeutschen Staatsteile erneut einer tatsächlichen Wiedergründung des Reiches. Es war ein schon verzweifelter Vorstoß der Patrioten, der am 27. März 1849 mit knapper Mehrheit zur Annahme der in monatelangen Verhandlungen vorbereitenden Reichsverfassung führte. Am nächsten Tage wurde der preußische König Friedrich Wilhelm IV. mit 290 Stimmen zum Kaiser gewählt, 248 Abgeordnete enthielten sich der Stimmabgabe, 15 erließen gar einen Protest, in dem sie der Versammlung das Recht bestritten „die Verfassung des Reiches endgültig zu beschließen und dessen Krone zu vergeben“ – das alles sei nicht Sache der Volksvertretung, sondern der Entschließung der 39 Regierungen.

Noch einmal – ein letztes Mal – erscheint Arndt als Handelnder auf der politischen Bühne. Er hofft, die Einheitsidee dadurch retten zu können, daß sich wenigstens Preußen zur Reichsverfassung bekennt und König Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone annimmt.

In den entscheidenden Tagen schreibt er an den König einen Brief. „Man sieht, wenn ich so sagen darf, in dem silbernen Haar die blonden Locken der Jugend“ – so hat

der Historiker Ranke über das rührende Schreiben geurteilt, das Arndt am 9. März 1849 an Friedrich Wilhelm IV. gerichtet hat. Darin heißt es:

„Zu Gott und zu dem Könige darf man frei sprechen, bitten und beten. – So trete ich hier vor meinen König, aus treuestem Herzen betend, hoffend, bittend und auch weisend, was dies alte Herz weisen zu müssen glaubt. Wir stehen in Europa und vorzüglich in Deutschland, unserem Vaterlande, auf einem scharfen schneidenden Punkte des schneidenden Schwertes. – Es steht in demselben Augenblicke die große Frage um Einheit und Stärke drinnen und um Macht nach außen. – Gefahr ist eben an allen Enden, die größte Gefahr gewiß in der Unentschiedenheit und Unentschlossenheit oder in der Ansicht, man könnte die Gefahr durch Zögern ablenken, durch langsame Zettelung und Zuckelung die wilden Kräfte der Zeit ermatten ... Ja, erhabenster König und Herr! Groß ist die Gefahr des Augenblicks, aber herrlicher ist auch der Preis, der dem Mute winkt. Dir bleibt keine Mitte mehr: wage voll und ganz deutsch zu sein; wage Retter und Halter des deutschen Vaterlandes zu werden; wage alle seine Gefahren zu nehmen und zu übernehmen; wage ganz mit dem Vaterlande zu stehen – und Du wirst stehen und bestehen ..."

Nein – Friedrich Wilhelm IV. war nicht der Mann „zu stehen und zu bestehen". Immerhin bezeigte er Achtung vor Arndt, der sein Schreiben unterzeichnet hat: „Ernst Moritz Arndt, Professor in Bonn und Reichstagsmann für den Kreis Solingen. Geschrieben in der alten Kaiserwahlstadt Frankfurt, dem Neunten des Lenzmonds 1849, meines Lebensalters im 80. Jahr." In einem langen Brief, über dessen Inhalt er ihm Stillschweigen auferlegt, unterrichtete der König Arndt davon, daß er die Kaiserwahl nicht annehmen werde. Er konnte sich nicht entschließen, dieses Amt aus den Händen einer aus der Revolution hervorgegangenen Versammlung entgegen zu nehmen; nicht minder wichtig dürfte die Sorge vor einem Eingreifen Österreichs gewesen sein.

Arndt war durch solche Gründe nicht zu überzeugen; er schrieb nicht nur einen zweiten Brief an den König, sondern er reiste auch selbst mit der Delegation, die nach erfolgter Wahl dem preußischen König die Kaiserwürde anzubieten hatte, in die preußische Hauptstadt. Die Abgeordneten wurden im Weißen Saal des Berliner Schlosses zwar feierlich empfangen, aber über den Mißerfolg ihrer Mission nicht im Unklaren gelassen. Zum alten Arndt, der bereits mehr wußte als die anderen, sagte der König nur: „Sie sind also doch gekommen ..."

*

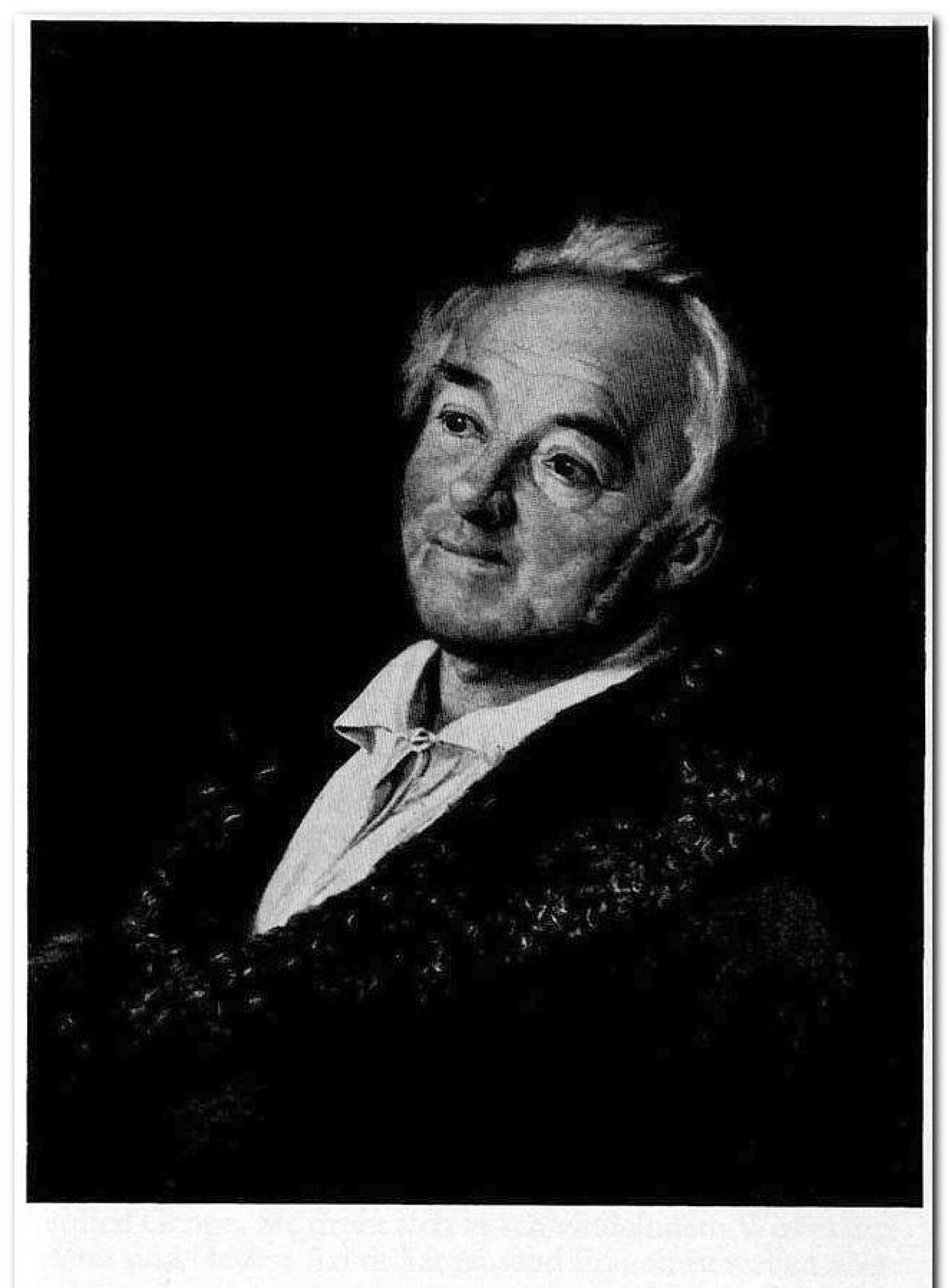
Arndt kehrt wieder nach Bonn zurück – noch über ein Jahrzehnt liegt vor ihm. Geistig frisch und tätig bleibt er bis zum Schluß. Noch 1859 bringt er sein letztes Werk heraus: „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein", aus dem in das vorliegende Buch manche Stelle übernommen wurde. Die „Wanderungen und Wandelungen" sind wohl das lebendigste und klarste Werk eines Neunzigjährigen, das die deutsche Literatur kennt.

Es gab noch eine groteske Szene politischer Justiz um dieses kleine Buch: wegen angeblicher Beleidigung des verstorbenen bayerischen Generals Wrede wurde Arndt vor das Schwurgericht Zweibrücken vorgeladen und – als er natürlich nicht erschien – in Abwesenheit mit zwei Monaten Gefängnis bestraft.

Am Abend, nachdem diese erstaunliche Nachricht in Bonn eingetroffen war, marschierte die Studentenschaft zum Arndt-Hause hinaus und huldigte dem „Verurteilten" mit einem riesigen Fackelzug.

*

Nach viel Kampf und Abenteuer und Enttäuschung senkte sich schließlich friedliche Idylle über ein reiches Leben.



Ernst Moritz Arndt
im fünfundsiebzigsten Lebensjahr (1843)

Gemälde von Ferdinand Bender

„An einem köstlichen, stillen Sommerabend langten wir* in Bonn an" – so erzählt uns der Bericht eines schwedischen Zeitgenossen ** – „und alle suchten am nächsten Abend das ländliche Heim auf, das sich Arndt am Rheinufer erbaut hatte. Während die Schweden noch vor der Gartentür stehen und die prächtigen Engelbirken bewundern, die Arndt selbst gepflanzt hat, kommt er selbst mit langen, eifrigen Schritten seinen ungeduldig erwarteten Gästen entgegen unter den durchsichtigen grünen Draperien der Birken, kräftig, rüstig, straff und beweglich wie ein Jüngling, mit der Samtkappe auf dem langen weißen Haar und leuchtenden, dunklen Augen unter noch dichten und dunklen Brauen. Die Zeit ist milde umgegangen mit dem alten Streiter; das Alter hat den ursprünglich groben und herben Zügen die eigene Schönheit verliehen, womit sie so oft ein reines und edles Leben krönt; der früher so barsche, energisch-trotzige Mund hat das milde und weise Lächeln der Güte gelernt, und die scharfen Augen strahlen von Wohlwollen und guter Laune, wie er schon von weitem mit Zuruf und lebhaften, eckigen Gebärden die lieben weitgereisten Gäste begrüßt; und mit seinem lustigen, gebrochenen, aber lebhaft sprudelnden Schwedisch entbietet er ihnen Willkommen . . ."

„Vater Arndt ist überglücklich, im Laufschritt beinahe führt er seine Gäste auf die Terrasse, wo die stille und milde Hausfrau und die reizende neunzehnjährige Tochter mit herzenswarmer Freundlichkeit die Gäste willkommen heißen."

„Das schlichte Abendbrot steht schon da: selbstgebutterte Butter, selbstgebackenes Brot, selbstbereitete Wurst, Kartoffelsalat, Kirschkuchen, Erdbeeren aus dem Garten, selbstgekelterter Wein aus den eigenen Weinbergen. Man sezt sich, die Schweden fühlen sich sogleich wie zu Hause, und vom ersten Augenblick an ist die Unterhaltung im vollen Gange. Sie dreht sich in schwindelndem Wirbel um Altes und Neues; Arndt hat tausend Fragen zu stellen über

---

* Erik Gustaf Geijer, schwedischer Geschichtsschreiber und Dichter, mit Frau und Tocher und einem jungen pommerschen Freund.

** Zitiert nach: „I soldnedgangen Minnen och Bilder fran E. G. Geijers senaste lefnadsar." Gesammelt und mitgeteilt von Anna Hamilton-Geete. 3 Teile, Stockholm 1910–1912.

frühere Freunde und die Verhältnisse in Schweden, Geijer kann kaum antworten, denn jedes Wort ruft neue Erinnerungen hervor, die eine Anekdote löst die andere ab, alle erzählen im selben Augenblick unvergleichliche, kernvolle, originelle Sprüche, mit derselben sprühenden Lebhaftigkeit, derselben warmen Empfindung, denselben plötzlichen Einfällen und unerwarteten Schlußsätzen – so fesselnd, daß man den Atem verlieren könnte."

„Geijer erzählt von allem, was er gesehen und beobachtet hat. Was sagt Arndt dazu? Arndt hat soviel zu sagen, daß es fast eine vulkanische Eruption verursacht, er springt auf, fuchtelt mit den Armen und Händen herum, schlägt mit der Faust auf den Tisch – die Worte purzeln übereinander vor Eifer, schnell genug zu erscheinen; man glaubt, er schießt Funken."

„Inzwischen ist der junge Hans von S., gewandt wie eine Katze, auf die Brustwehr der Terrasse gesprungen – er schwingt das Barett, und mit seinem kräftigen, jungen Bariton stimmt er begeistert einen von Arndts zündendsten Gesängen an:

> Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
> Der wollte keine Knechte!

Das wirkt wie ein elektrischer Funke. Agnes fällt ein mit ihrem klaren, hellen Sopran – das Lied kann sie schon –, und die andern folgen; stehend, Hand in Hand, ergriffen und andachtsvoll singen sie alle zusammen:

> Laßt brausen, was nur brausen kann,
> In hellen lichten Flammen!
> Ihr Deutschen alle, Mann für Mann.
> Fürs Vaterland zusammen!
>
> Und hebt die Herzen himmelan
> Und himmelan die Hände! –
> Und rufet alle, Mann für Mann:
> Die Knechtschaft hat ein Ende!

In des Abends Stille fluten die wohlbekannten Töne weit hinaus über den spiegelklaren opalschimmernden Strom . . . Von Boot zu Boot stimmt man ein, allgemach, mit jubelnden jungen Stimmen –, es antwortet hoch von den Höhen herab, es antwortet von den Weinbergen, von den Brücken, von den Gärten her am Ufer hin, klingende

Kinderstimmen und kraftvolle Bässe – das ist ein Volk, das singt, und man bekommt einen mächtigen Eindruck von diesen Worten und Tönen, die aus seinem innersten Herzen kommen. – Die Stimme sein zu können, die der heimlichen Sehnsucht und den Hoffnungen Tausender Ausdruck verleiht, welch herrlicheres Los kann wohl ein Skalde sich wünschen hier auf Ernden?“

Obwohl der Traum vom Reich noch unerfüllt ist, gedenkt ganz Deutschland Ende Dezember 1859 Arndts neunzigsten Geburtstages.

Die Feiern haben freilich seine letzte Kraft erschöpft. Einen Monat später, am 29. Januar 1860 schließt er für immer seine Augen.

*

Als letztes poetisches Werk hat er noch im Mai 1859 ein langes Gedicht zum fünfzigsten Erinnerungstag von Schills Tod in Stralsund geschrieben.

Als die vielen Strophen fertig waren, fügte er ein paar schlichte „Verse zur Begleitung des Schillschen“ hinzu:

Ewig, Mensch, sollst du das loben,
Was die Erdennot besiegt
Und im stolzen Flug nach oben,
Mit des Geistes Flügeln fliegt,

Was mit hochgebornen Seelen
Um die stolze Freiheit wirbt
Und nicht rechnen kann und zählen,
Wo sich's ehrlich lebt und stirbt.

(1859)

Die „Hoffnungsrede“

Die nachstehende Rede* war von Arndt für eine Greifswalder Universitätsfeier im Herbst 1810 vorbereitet worden – sie konnte aber damals nicht gehalten werden, da das Professorenkollegium besorgte Einwendungen erhob. Erst im Jahre 1847 gab Arndt sie zum Druck frei**. Er nannte sie „Hoffnungsrede vom Jahre 1810“.

Man kann sich wünschen: sie sei auch Hoffnungsrede für uns.

*

Ich trete heute auf unter Ihnen als die einzelne Stimme so vieler Stimmen, die an diesem Tage laut werden möchten. Ich stehe nicht ohne Rührung an dieser Stätte, wo ich vor einigen Jahren stand. Schaue ich nach außen hinaus, eine Welt hat sich verwandelt in dieser kurzen Zeit, die meisten auch von uns vielleicht haben sich mit verwandelt, mehr als an ihnen erscheinen mag, in Freuden und Leiden, in Hoffnungen und Furchten, in neuen Ansichten und Strebungen der Herzen, die aus neuen Bewegungen und Erschütterungen der Welt hervorgegangen sind.

Wie vieles ist von dem geschwinden Strom der Zeit weggespült . . ., wie vieles heißt man uns hassen, was wir damals noch liebten, wie vieles verachten, was wir damals ehrten, wie vieles nichtig ansehen, was uns damals herrlich deuchte . . .

Wenn alte Sitte, nicht neuer Befehl, wenn alte Treue, nicht junge Schmeichelei, wenn reines Herz und stille Hoffnung, nicht schmutziger Eigennutz und knechtische

* Hier im Auszug wiedergegeben.

** Zuerst gedruckt in der Cottaschen Vierteljahrsschrift 1847. Zitate aus: E. M. Arndts Schriften für und an seine lieben Deutschen. Vierter Teil. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung. 1855.

Furcht uns heute hier versammeln, so ziemt uns auch ein ernstes Wort über uns und zu uns; uns ziemt das Geständnis, daß die fürchterliche Zeit, die alles in Trümmern übereinander geworfen und auch uns so vielfach verwundet und zerschmettert hat, uns dadurch das Recht gibt, während sie alle alten irdischen Bande um uns zerreißt, die Freiheit und Mündigkeit des Geistes, unser Götterrecht, im höchsten Mut auszusprechen, uns ziemt nach so vielem Unglück und Unheil der Stolz der Wahrheit . . .

Wir wären unwürdig zu leben, wir wären von jeher unwürdig gewesen, gelebt zu haben, wenn wir für das Alte, die alte Zeit, die alten Verhältnisse, die alten Menschen keine Tränen hätten. Wie kann das Neue sich Treue versprechen, von einem Leichtsinn, der keine Toten zu beweinen hat? Nur wessen Herz auch noch jenseits in der Vergangenheit steht, der wird der Gegenwart redlich helfen und mutig in die Zukunft hineinstreben. Wo wir verwandelt werden konnten, sind wir alle verwandelt worden: aber das unwandelbar Feste, was in der Gesinnung ist, läßt sich durch keine Schwerter und Machtbriefe vertilgen, es ist unser, es ist Gottes; und die Herrscher, die über freie und würdige Männer frei und würdig zu herrschen begehrten, achteten immer, worauf Gehorsam und Herrschaft ruhen, denn wo die Treue verschwindet, da vergeht wahrhaftig die Welt. Wir getrösten uns, noch eine Gesinnung zu haben und in einer Zeit, die alles in Zufall und Willkür verwandelt zu haben scheint, nicht auch Zufall geworden zu sein. Wir haben nicht vergessen, was wir waren; wir wollen nicht vergessen, was wir sein sollen . . .

Lassen Sie uns heute bei diesem ernsten Einschnitt der Zeit einen Blick werfen auf uns selbst und auf die Zeit, worin wir leben . . .

Das Alte ist vergangen und das Neue soll werden. Diese Worte sind uns lange schon mit tausend Donnerstimmen verkündigt worden. Von dem was war, bleibt nichts und soll nichts bleiben in dem, wo es verwandelt werden kann . . . Selbst wo man feig und schwächlich oder eigennützig und hinterlistig das Alte unter neuen Formen wieder einzuführen oder vielmehr einzuschleichen sucht, stellt es sich auf toten Füßen in die Welt hinein und mag nicht lebendig stehen und gehen . . . Wer sich nicht erheben kann zu der

stolzen Höhe, wo das Gesicht über Abgründe und Klüfte frisch vorwärts schweift, der wird ratlos und unselig umherschwanken zwischen dem Alten und Neuen ... Wer nicht mit dieses Geistes Auge über den Schutt und die Trümmer hinschauet, wie mag er sich jetzt retten von Verwirrung und Verzweiflung? Das Sichere und Unbewußte, was Gewohnheit und Sitte sonst hielt und trug, ist nicht mehr in dieser Welt, und wird lange nicht wieder kommen ... Selbst die Völker, gerade da sie näher vereinigt zu werden und ineinander zusammenzufließen scheinen, werden sich in dem, wodurch sie bisher Völker und nicht ein Volk hießen, notwendig mehr gegenübergestellt als vormals; sie müssen jetzt mehr denn je alle Forderungen ihrer Volkseigentümlichkeiten erkannt und erfüllt haben, ehe sie würdig erfüllen können, was der große Geist der Stunde von ihnen insgesamt fordert ...

Wer Fremden nachäfft, wie weit er es auch bringe, offenbart immer eine nichtige Eitelkeit oder einen hündischen Sklavensinn. *Wie wir uns achten, werden wir geachtet werden*: in deutscher Kraft, in deutschem Ernst, in deutschem Sinn und deutscher Treue ist uns gegeben groß und verehrlich zu scheinen. Wenn wir darin bestehen, oder vielmehr wenn wir darin erstehen, so sind wir, indem wir uns selbst gleich und recht sind, aller Welt gleich und recht.

Spreche ich stolz? Freilich spreche ich stolz, denn ich spreche Wahrheit, die heiligste Wahrheit, welche die Geschichte auf allen ihren Blättern beurkundet. Aber für diese Zeit, welche unsre Zeit heißt, kann ich nicht stolz genug sprechen; denn wer in ihr nicht stolz ist, der ist nichts. *Unglück soll die Herzen stolz machen* ...

Und fragen wir uns recht ... will man von uns, daß wir uns selbst aufgeben, daß wir uns erniedrigen sollen? Daß wir auf fremden Krücken hinken sollen, wo wir auf eigenen Füßen gehen können ... Selbst wenn es uns wie andern wünschenswert sein könnte, uns mit Sprache, Sinn und Leben Fremden einzuverleiben und zu vergessen, was wir gewesen sind, um etwas Neues und Glücklicheres zu werden – wir können das nicht, das kann kein Volk ... Ist aber die Not und Gewalt so grimmig, der Druck so eisern, daß dennoch ein gebildetes Volk sich in ein anderes

hineinstampfen lassen muß, so werden die Früchte wie alle Geburten der Völkernotzucht welk und herb und keinem Freude bringend.

Aber, werden viele rufen, wo ist Dein großes deutsches Volk ...? Wo ist das Eigentümliche, das Unverlierbare und Unvertilgbare, das Deutsche, wodurch wir stolz bestehen und stolzer erstehen sollen? Wodurch wir uns die Achtung der Herrlichen und Siegreichen erzwingen sollen? Wir sind ja so zerflossen und zerfallen, so aufgelöst und zerronnen, daß wir zu allem umgestaltet und verwandelt werden können, nur nicht wieder zu dem, wovon Du redest. Wie die Deutschen alles in ihren Ideen haben und die Welt dadurch alle Tage schaffen und umschaffen, so ist auch wovon Du redest nirgends mehr als in der Welt der Gedanken. Wir träumen noch immer von dem, was wir verträumt haben.

Nein, nein, sage ich ... es lebt noch Deutsches, es lebt noch ein deutsches Volk, es klingt noch eine deutsche Sprache, es wirkt und schafft noch ein deutscher Sinn, es schlagen noch deutsche Herzen, und deutsche Geister ringen und kämpfen noch ... Ich schäme mich nicht des Evangeliums meines Volkes; möge es sich einst meiner nicht schämen!

Was der große Glockenschlag der Stunde ist und das Weh- und Jubelgeschrei so vieler Täuscher und Toren, das kann nicht gelten für uns, die über das dumpfe Getöse des Augenblicks und den umnebelnden Staub der blutigen Rennbahn des unterschiedenen Kampfes hinauszublicken wagen. Was wir erlitten haben, das war auch für uns ungeheuer, wie es für jedes empfindende Wesen ist; was wir erlebt und gesehen haben, war es nicht. Keine Wunder sind uns gezeigt worden in diesen Tagen ...

Aber die alten Formen und Weisen, worin ein Volk Jahrhunderte und Jahrtausende glorreich und sicher gewandelt, die alten Ordnungen, Gesetze und Verfassungen, worin es sich so lange leidlich befunden, ka n es nie ohne Wehmut zertrümmern sehen ...

Wer sich selbst verläßt, der wird verlassen; das Volk, das an sich verzweifelt, an dem verzweifelt die Welt und die Geschichte schweigt auf ewig von ihm. Unser Volk ist in einem jeglichen von uns ...

Wir haben nicht oben gelegen, uns fehlten die Männer und Geister, welche die Oberhand verschaffen ... Aber wer unten liegt mit seinem Willen, der kommt nie wieder empor. Geklagt, geflucht, gescholten ist mit Recht und mit Unrecht, wie in solchen Begebenheiten geschieht; bewiesen haben sie uns auch, selbst deutsche Männer haben uns beweisen wollen, daß wir verdienten, ewig unten zu liegen; sie haben uns schwerer Sünden und Schanden angeklagt, uns die Faulen, Knechtischen, Untreuen, Ausgearteten genannt: was alle Europäer mehr oder weniger trifft, haben viele uns allein aufs Haupt gewälzt.

Unmut, tiefer, bitterer Unmut ergreift mich, nicht wenn ich bedenke, was uns widerfahren ist – sondern wenn ich höre, wie man uns das erklärt. Man spricht von uns – nicht die Fremden, sondern o Leid! viele Eigene sprechen – als seien wir nichts, als seien wir nie etwas gewesen. Freilich die Taten und Werke unserer Ahnen bedeuten für uns nur etwas, wenn wir ihnen gleichen; es scheint lächerlich, sich des Alten in Glorie zu rühmen, wenn das Neue in Unehren ist. Aber ist denn alles in Unehren? Darf nicht sprechen von dem Alten, darf sich das Alte nicht zueignen, wer fühlt, daß er danach trachtet ... Immer mögen wir vieles verloren haben, vieles nicht mehr sein, was unsere Väter waren, immer mag in der Zeit selbst eine Verwandlung liegen, die alles in einen Schein von Schlaffheit, Nichtigkeit und Gleichgültigkeit vergräbt ... wir sind nicht schlechter als unsere andern christlichen Brüder, die mancherlei Völker Europas ...

Wir waren der heilige Mittelpunkt der europäischen Erde, wir sind es noch in so mancher Hinsicht ... Haben wir nicht Seher und Propheten, Könige und Helden, Weise und Dichter? Große Arbeiter, Erfinder, Kämpfer jeder Art, wodurch wir uns den edelsten Völkern des Weltteils an die Seite stellen können? ...

Aber, meine deutschen Freunde, wir haben noch einen andern Trost, eine schönere Gewißheit, daß wir so leicht nicht vergehen können, als viele fürchten und die schwarzen Unglücksraben der Gegenwart zu weissagen scheinen; wir haben die Lehren unserer Geschichten ...

So staunte die Welt hinter einem Alexander, einem Cäsar, einem Friedrich II. und ihren Arbeiten und Taten ...

So tritt das Gewaltige in dem Schicksal, das Göttliche über dem Schicksal in einzelnen Wundererscheinungen in die Welt. Aber wo Geist war, da wird immer wieder Geist geweckt, wo Leben war, da kann es nicht vergehen ... Wir Deutsche wollen uns nicht rühmen, wir wollen unsere vielen Mängel und Gebrechen nicht verschweigen. Wie streng und hart wir in diesen Tagen auch von Vielen gerichtet werden, die in der allgemeinen Erschütterung eben nicht viel fester stehen als wir, wir sagen es mit bescheidenem Stolz – kein Jahrhundert rollte über unsere Haine und Berge hin, das uns nicht viele gute und treue und einige große und unsterbliche Männer geboren hätte... Wir haben noch keine Stunde aufgehört zu streben und zu sehnen, zu hoffen und zu wollen. Wer den Geist sucht, der wird ihn finden ... Wer aber eitel still steht auf dem, was die Väter vollbrachten, der geht zurück und verdammt sich selbst zum Schutt der Zeit ...

Aber damit bewahrt werde, was allein wert ist, als Deutsches erhalten zu werden und unsern Namen mit Ehren auf die Nachwelt zu bringen, müssen wir nie aus den Augen verlieren, was unsere Väter waren, was wir sind und was unsere Kinder sein sollen. Denn sollen wir fortstreben mit den mitlebenden Völkern, so müssen wir uns selbst erkennen und anerkennen ... Wir müssen uns selbst gleich bleiben. Denn ist Neues zu uns gekommen, was nie hätte kommen sollen, ist Fremdes nachgeahmt, was immer hätte fremd bleiben sollen, ist Altes veraltet erklärt, was ewig hätte jung sein sollen – woran sollen wir es erkennen, wodurch sollen wir es bessern, als durch den frommen und ehrfürchtigen Rückblick in die Vergangenheit zu den Tugenden, wodurch unsere Väter gepriesen waren? Denn in dem Staube und Getümmel der Gegenwart sind wir geblendet und betäubt ...

Man sagt mir aber, es sei jetzt eine Abgeschmacktheit, von einem französischen, deutschen und italienischen Volkscharakter und von Neigungen und Anlagen zu sprechen, die damit zusammenhängen ... Jetzt sei gerade das große Werk der Vorsehung im Werden, alles Einzelne in der Welt zu vertilgen ... Der neue Geist strebe allmächtig zum Allgemeinen hin, zur Einigung und Gleichmachung und werde nicht eher ruhen, als bis er alles Schroffe,

Eckige und Ungleiche der Völker und ihrer Neigungen und Strebungen abgeschliffen und ausgeschliffen, alle alten Abneigungen und Zwietrachten gehoben, ja die Keime derselben und die Völkerkriege auf ewig ausgerottet habe. Dieser neue Geist könne nichts Einzelnes, nichts Volkliches dulden, alles müsse zu Einem Weltstreben und zu Einer Welttugend erhoben werden ...

Der Betrachtende mag die Zeit so würdigen; der Handelnde wird durch etwas anderes geleitet, durch eine dunkle Macht, die auch in dem Zeitalter ist, und durch eine Liebe, die er sich nicht erklären mag, durch jene tiefe Liebe, die in seinem Volke, seiner Sitte, seiner Sprache von Kindheit auf mit dem innersten Kern seines Daseins unauflöslich verwachsen ist ...

Nur die volle brennende Seele, das ganze menschliche Gefühl, ohne an eigene Zwecke und an verborgene Pläne der Vorsehung zu denken, wird in der Wirklichkeit das Große und Herrliche schaffen und vollbringen und der Zeit den Namen geben. Wer in sich das Seinige zur Reife vollendet hat ..., der gehe mit seinem innigsten Gefühl hindurch und klügle nicht, wo allein das Herz die rechten Wege findet ... Ja wahrlich, nur die Scheine der Dinge wechseln, das Tiefe und Göttliche im Leben und im Menschen ruhet und bleibet ewig in dem Alten, wie es vor Jahrtausenden gewesen ist ... Auch das ist ein Geheimnis der Natur, die sich selbst die gleichste ist, daß, was bei den Ländern und Völkern einmal das Feste und Ewige war, es auch nach dem Ablauf von hundert Geschlechtern noch bleibt ...

Darum Deutsche, die ihr noch nicht das Herz und die Hoffnung für das Vaterland verloren habt, immer wieder zurück zur alten Tugend, ... zu dem, was mitten unter den äußeren Trümmern desselben als sein wirkender, wachsender Geist über dem Schutt des Tages schwebt! Der äußere Bau, das äußere Kleid der Dinge mag wechseln, wie es will, alles Innere steht ewig ihm selbst gleich – und unsterblich werdet ihr, unsterblich wird das Vaterland fortstreben, wenn ihr dieses Innere frisch und lebendig erhalten könnt. Nicht in der Gestalt mag das Alte wieder auferweckt werden, sondern im Geist ...

Uns selbst gleich werden in dem besseren Sinne des Wortes, Deutsche zu sein und zu bleiben, das schließt alles ein...

*

Dies ist unsere Aufgabe, hiernach sehen wir jeden Tag aus, daß Ein Glaube, Eine Gesinnung, Ein Geist werde aus den vielen Geistern, die wach sind ... Wir kennen die Eine Würde des Mannes: sie heißt Mut und Arbeit und immer Mut und Arbeit. Jedem Sterblichen, der etwas Ernstes mit Ernst will, ist gegeben, groß zu sein; jeder, der treu in Einem beharret, erreicht seinen Zweck bis in den Tod ...

Dieses erhabene Ziel unseres Strebens, dieses deutsche und europäische Ziel wollen wir unverrückt im Auge behalten.

Ehren wollen wir die alten Sitten ... ehren die mutige, freudige Sprache ... ehren alles, was schlicht, redlich und gerecht ist, ehren und behaupten das Eigene vor dem Fremden ...

Dies ist die geistige Freiheit, der edle Wettkampf, der unaufhörliche Krieg der Völker miteinander, der dauern soll, solange die Welt steht: dies, daß jedes in seinem Einzelnen und Eigentümlichen wohl gegründet und vollendet sei, damit droben in einem höheren, freieren Verein der idealische Völkerbund geschlossen werden könne ... Mit diesen Hoffnungen umfassen wir die Zeit, mit diesem Stolz bekennen wir unsern Namen und unser Volk, in diesem Sinn wollen auch wir Weltbürger sein und alle zahlreichen Völkergeschlechter der Erde mit Liebe begrüßen.

INHALTSVERZEICHNIS